

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG
Jahrbuch 2006

Jugend im Vormärz

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:

Olaf Briese (Berlin), Erika Brokmann (Detmold), Birgit Bublies-Godau (Bochum), Claude Conter (München), Norbert Otto Eke (Paderborn), Jürgen Fohrmann (Bonn), Martin Friedrich (Wien), Bernd Füllner (Düsseldorf), Detlev Kopp (Bielefeld), Rainer Kolk (Bonn), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Christian Liedtke (Düsseldorf), Harro Müller (New York), Maria Pörrmann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2006
12. Jahrgang

Jugend im Vormärz

herausgegeben von

Rainer Kolk

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: www.vormaerz.de

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1 mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt. Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2007
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-611-7
www.aisthesis.de

Wolfgang Beutin (Bremen)

Jugend in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts anhand von Künstlerautobiographien

Dem Andenken meines verehrten Lehrers
Ulrich Pretzel (1898-1981) zu seinem 25. Todestag

Erscheinungsformen der Jugend

Der Begriff „Jugend“, der eine Altersstufe lebender Wesen bezeichnet, besagt nicht, daß diese ein in jeder menschlichen Vita in derselben Form Gegebenes sei, das sich exakt umreißen ließe, mit prompt aufzuzählenden typischen Charakteristika. Auch kann sie in sich abermals aufgegliedert werden, wie dies z.B. Geroks Erinnerungen belegen. Darin unterschied der Verfasser drei Teile: „Aus der Kindheit“, „Die Knabenzeit“, „Die Jünglingsjahre“.¹ Vor allem ist Jugend ein schwer greifbares Phänomen, weil es niemals in einem einigermaßen fixierten Aggregatzustand verbleibt und weil seine Gestalt im Konnex mit der jeweils vorhandenen Gegenwart, mit den auf die Heranwachsenden wirkenden geschichtlichen Faktoren unvermeidlich wandelbar ist. Darauf verwies in seinen *Memorabilien*, an denen er in seinen letzten Lebensjahren arbeitete, Karl Immermann. Er postulierte mehrere Metamorphosen von „Jugend“. Für die damals gegenwärtige Epoche, den Vormärz, notierte er, darin lebe

zwar die Jugend seit dem Erwachen ihrer Aufmerksamkeit mehr in den Weltbegebenheiten, weil diese alle Vorstellungen und Verhältnisse zu durchdringen angefangen haben, allein sie empfängt

¹ In der vorliegenden Abhandlung trenne ich absichtlich nicht scharf zwischen diesen Phasen des jugendlichen Alters, sondern benutze den Begriff „Jugend“ für alle drei, gleich, ob die Autobiographien, die ich als Quellen heranziehe, von den Verfassern ausdrücklich als Bericht ausschließlich über die Kindheit oder aber über beides, Kindheit und nachfolgende Jugendjahre, angelegt sind, unbeschadet auch des Umstands, ob die Verfasser einzig ihre Erinnerungen aus der Jugend niederlegten oder ob diese den Bestandteil eines umfassenden Lebensberichts bilden.

dieselben doch nur in einer Rückspiegelung und gestaltet sie sich in einer oft sehr vorschnellen Reflexion, so daß zwischen ihr und dem Öffentlich-Wirklichen abermals ein breiter Strom fließen bleibt, nämlich der Strom ruhiger Friedenstage. (7)²

In der Ära *vor der napoleonischen* sei die Jugend dahingegen „ihren mäßigen Lebens- und Bildungsschritt“ gegangen, ohne daß die „Weltereignisse“ an sie herangetreten wären – „die Stille des Hauses umgab ihre ersten Entfaltungen“ –, und zwischen „der Gewalt des öffentlichen Lebens und ihr war [...] eine unübersteigliche Kluft befestigt“. (Ebd.) In der Folgezeit unter den Auspizien Napoleons wiederum völlig anders:

Ganz im Gegenteil zu beiden Zuständen sah die Jugend, welche beschrieben werden soll, ihrer ersten Blüte die furchtbarsten Erschütterungen in materiellster Aufdringlichkeit annahen und wenige Jahre später hörte sie sich berufen zu *dem* Eingreifen in das öffentliche Leben, über welches hinaus es kein tieferes gibt, nämlich die Waffen zu nehmen, um Thron und Vaterland retten zu helfen. (8)

Als Resümee seiner Reflexion präsentiert er die Annahme einer Sequenz von drei Erscheinungsformen der „Jugend“:

Die Jugend vor der Eroberung war daher politisch null, die gegenwärtige Jugend ist im glücklichsten Falle (wenn nämlich keine phantastischen Verirrungen sie hinreißen) politisch-kontemplativ; die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren war politisch leidend und handelnd. (Ebd.)³

Wer Immermanns Betrachtungsweise prolongieren wollte, käme für den Rest des 19. Jahrhunderts auf etwa drei weitere Arten von Jugend in Deutschland: die Jugend der vorrevolutionären und Revolutionsjahre (1840-1849); die Jugend des Nachmärz während einer Spanne drücken-

² Zu den Quellen: siehe den bibliographischen Anhang!

³ „Die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren“ definiert er genauer: Das sei diejenige, welche am vierzehnten Oktober 1806 (= am Tage der Katastrophe von Jena) „mindestens zehn Jahre und höchstens sechzehn Jahre alt war, welche also am dritten Februar 1813 die siebzehnjährigen bis zu den dreiundzwanzigjährigen Menschen des Volkes ausmachte“ (5). In diese Alterstufe – um ihr anzugehören, mußte man also in einem der Jahre von 1790 bis 1796 geboren sein – definierte er selber sich mit hinein (Jahrgang 1796). Der dritte Februar 1813 ist der Tag, an dem der preußische König seinen Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägercorps erließ.

der Reaktion sowie den nachfolgenden Jahren der deutschen Einigungskriege (1849-1871); die Jugend seit der Reichsgründung, bis ungefähr zum Beginn des 1. Weltkriegs.

Was im Einzelfall, in der bezeugten Lebensgeschichte eines Individuums, Jugend sei, ist allerdings nie allein von dem historischen *Zeitraum* abhängig, worin sie durchlebt wird. Neben ihm spielt der *Ort*, die Region, das Land eine Rolle, wie denn Immermann nach der „Nennung der Tage“ (der Daten 1806, 1813) sofort hinzusetzt: Aus den Zeitangaben ersehe man, „daß hier die Jugend in Norddeutschland gemeint ist“ (5). Daß die Region der Herkunft, die Konfession und die Nationalität wesentliche Determinanten seien, denen ein später als Künstler Tätiger die Grundzüge seiner Denkungsart und Gefühlsweise verdanke, behauptete Gustav Freytag:

Daß es für mich leicht wurde, in den Kämpfen meiner Zeit auf der Seite zu stehen, welcher die größten Erfolge zufielen, das verdanke ich nicht mir selbst, sondern der Fügung, daß ich als Preuße, als Protestant und als Schlesier unweit der polnischen Grenze geboren bin. Als Kind der Grenze lernte ich früh mein deutsches Wesen im Gegensatz zu fremdem Volkstum lieben, als Protestant gewann ich schneller und ohne leidvolles Ringen den Zugang zu freier Wissenschaft, als Preuße wuchs ich in einem Staat auf, in dem die Hingabe des Einzelnen an das Vaterland selbstverständlich war. (424)

Wie Jugend im Vormärz sich im einzelnen gestaltete, das hing stark wie von der Region zugleich von der Religion ab, in welcher die Heranwachsenden erzogen wurden, ob z.B. der Heranwachsende aus jüdischer Familie stammte oder christlicher. Oft wurden Heinrich Heines Kosmopolitismus und Bonapartismus, seine Vorliebe für das „französische Evangelium“, die Grundlehren der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit mit seiner Herkunft in Verbindung gebracht. Er und andere Schreibende jüdischer Abstammung waren sich über deren Bedeutung für den Gang ihres Lebens, über deren Bedeutung sogar schon für die Kindheit und Jugend bewußt. Etwa aus Fanny Lewalds Erklärung hört man es, die ihr Geburtsdatum verzeichnet (24. März 1811), den Ort und das Land (Königsberg, Preußen) und im selben Satz ergänzt, sie stamme „von väterlicher und mütterlicher Seite aus jüdischen Familien ab.“ (33)

Als weiteres bestimmendes Moment, gewiß nicht weniger ausschlaggebend, erweist sich die Geschlechtszugehörigkeit. Dies ist aufs drastischste ebenfalls an der Lebensgeschichte Fanny Lewalds zu studieren.

Erkennbar wird es etwa in den Versuchen ihrer Familie, die junge Frau zu verheiraten, d.h. auf Wunsch und im Interesse der Eltern, jedoch gegen ihren eigenen Willen: „Ich kam mir wie eine elende Ware vor, die man auf den Markt führte [...]“ (135) Nicht unbeachtlich sind aber auch auf Seiten heranwachsender Knaben die Schwierigkeiten mit der maskulinen Rolle, die von der Gesellschaft vorgegeben ist und die verlangt, weibliche Potentiale im Seelenleben junger Männer zu bekämpfen. So berichtet Andersen, daß er sich als Heranwachsender kontinuierlich damit beschäftigte, Puppenkleider zu nähen (1. u. 2. Kap., passim), sich „Mädchen“ nennen lassen mußte und sich selber manchmal verhielt „wie ein Mädchen“. (27)

Ein besonderes Merkmal in einigen Lebensläufen ist zudem die Herkunft aus einer Réfugié-Familie: Alexis, Fontane. Es mag nachdenklich stimmen, über wie viele Generationen hinweg sich in den Familien die Réfugié-Tradition erhielt.

Ein Faktor, der für alles Weitere ebenso wie bereits für Kindheit und Jugend ins Gewicht fällt, ist die Zugehörigkeit zu einem Stand oder zu einer Klasse. Unter diesem Aspekt ergiebig ist z.B. ein Vergleich der Kindheitsgeschichte Maries von Ebner-Eschenbach und derjenigen Friedrich Hebbels. Dort die Tochter aus adliger Familie, hocharistokratischer Herkunft, eine Komtesse, in deren Kindheit eine Hauptsorge war, mit welcher Gouvernante das junge Mädchen sich abzufinden hatte; völlig inkommensurabel hiermit die Anfänge des jungen Dithmarschers armseliger Provenienz, aus beengten Verhältnissen, denen er um (fast) jeden Preis zu *entkommen* suchte, von welchen er jedoch psychisch niemals gänzlich *loszukommen* vermochte. Er beschreibt Haus, Garten, Nachbarschaft, worin er heranwuchs, und zieht das Fazit: „Dies war die Atmosphäre, in der ich als Kind atmete. Sie konnte nicht enger sein, dennoch erstreckten sich ihre Eindrücke bis auf den gegenwärtigen Tag.“ (188)

Zu den Faktoren, die der individuellen Entwicklung der hier betrachteten Menschen ihre stets besondere Richtung anwies, rechnen zwei, die man als die ‚persönlichsten‘, in jedem Falle auch solitären ansehen muß: die Eltern-Kind-Beziehung sowie die seelische Eigenart des Kindes. Diesem können die Eltern oder ein Elternteil frühzeitig durch den Tod genommen worden sein, sogar vor der Geburt des Kindes. Marie von Ebner-Eschenbach verlor ihre Mutter, als sie vierzehn Tage alt war. Wie stark ihr selber dieser Verlust für allezeit zusetzte, geht auch daraus hervor, daß mit dem Hinweis darauf ihr eigentlicher Kindheitsbericht einsetzt: „Meine Schwester Friederike war vierzehn Monate, ich war

vierzehn Tage alt, als unsere Mutter starb.“ (6,551) Als „Nachgeborener“ identifizierte sich Georg Ebers: Am 14. Februar 1837 verschied sein Vater, „und am 1. März des nämlichen Jahres kam ich, vierzehn Tage nach dem Tod des Mannes zur Welt, in dem der Mutter zugleich mit dem Gatten auch der Geliebte entrissen worden war“. (2) Für den Verlauf der Jugend und des Erwachsenenlebens der Individuen ist aber nicht nur der Verlust der Eltern oder eines Elternteils bedeutsam, sondern natürlich nicht weniger deren Gegenwärtigkeit, die Gestaltung der Beziehungen des Kindes zu den Eltern bzw. zu dem einen wie dem anderen Elternteil: ob ideal, gut, erträglich oder unerträglich, verstörend bis zerstörerisch.

Als vorrangig relevant für die Jugendgeschichte einer Persönlichkeit muß deren so oder so beschaffene *Individualität* bewertet werden, sei diese nun vorderhand genetisch gegeben oder in erster Linie durch die ‚Umwelt‘ erzeugt, d.h. durch eine Vielzahl environmentalistischer Faktoren, wie es die hier aufgelisteten sind⁴, oder ob sie durch die ausgeglichene Wirkung innerer wie äußerer Momente geformt wurde.

Unter den verbindenden Elementen der hier zugrunde zu legenden Selbstlebensbeschreibungen soll in der Untersuchung allerdings ein einziges den Vorzug haben: Als Material dienen die Jugendgeschichten ausschließlich solcher Menschen, die im Verlauf ihres Lebens zu *Künstlerpersönlichkeiten* heranreiften. Stellten die Verfasserinnen und Verfasser eine Verbindung her zwischen ihrer Jugend im Vormärz und ihrer späteren Existenz als Künstlerinnen oder Künstler, und welchen Besonderheiten der Ära schrieben sie einen bedeutenden oder sogar überragenden Einfluß auf ihre Persönlichkeitsentwicklung zu?

Die hier vorzulegende Untersuchung basiert auf einer Auswahl von Autobiographien deutscher⁵ Schriftstellerinnen und Schriftsteller, deren Geburtsdaten in die Jahre 1796-1837 fallen. Der älteste Autor darunter (Immermann) war zehn, als die preußische Katastrophe von Jena eintrat, der jüngste elf, als die Revolution von 1848 losbrach (Ebers). Alexis, (geb. 1798), zog 1815 selber als freiwilliger Jäger ins Feld. Der Vater ei-

⁴ Und zu denen noch solche zu addieren wären wie: Erziehung, Schule, andere Bildungsmaßnahmen und -institute, Lektüre, Reisen.

⁵ Unter dem Aspekt *europäischer* Literaturgeschichte müßten die in den unterschiedlichen Sprachen abgefaßten Autobiographien von gleichzeitigen Künstlern mehrerer Länder zu den Basismaterialien gehören, was sich aus Gründen des Raumes in der vorliegenden Abhandlung verbietet. Der Verfasser gestattete sich eine Ausnahme, die Lebensgeschichte des Dänen Hans Christian Andersen heranziehend.

nes der jüngeren Autoren (Fontane) war wie Immermann Jahrgang 1796 und meldete sich wie Alexis als freiwilliger Jäger. Der älteste Autor verstarb noch im Vormärz, die übrigen im Nachmärz oder nach der Reichsgründung. Die Älteren erlebten die napoleonische Ära, die Wiener Friedensverhandlungen und den Friedensschluß, die Restaurationsphase bis 1830. In manchen Lebensgeschichten der Älteren wie der Jüngeren sind Ereignisse zugegen wie die Julirevolution, das Hambacher Fest, der Weberaufstand von 1844, die Revolution von 1848/49. Als genuine Dokumente sind autobiographische Texte zu bewerten, worin die Autoren ihre Erinnerung an historische Vorkommnisse festhielten, deren Zeugen sie persönlich wurden.

Sie konnten dieselben Vorkommnisse darüber hinaus in fiktiven Texten zum Thema wählen.⁶ Das lenkt den Blick darauf, daß die Problematik „Jugend im Vormärz“ auch unter dem Aspekt abzuhandeln wäre: Jugend(leben) in dichterischer Gestaltung im Vormärz. So gab Alexis eine berühmt gewordene Jugendgeschichte – eines gewissen Etienne, aus Réfugié-Familie! – in seinem umfangreichen historischen Roman *Cabanis* (1832). Darin schilderte er aber nicht eine Jugend im Vormärz, sondern – im Siebenjährigen Krieg. Die Schilderung einer höchst schwierigen Jugend im Vormärz dahingegen unternahm Wilhelm Raabe u.a. in seinem Roman *Die Leute aus dem Walde*⁷; es ist aber ein poetisches Werk – aus dem Nachmärz (verfaßt 1861/62).⁸ D.h. die Motivik „Jugend im Vormärz“ in *dichterischer* Produktion spaltet sich in zwei auf. Beschrieben wird: eine Jugend in anderer Epoche (dem Vormärz vorangehender) in einer Dichtung aus dem Vormärz, oder eine Jugend im Vormärz in einer Dichtung aus anderer Epoche (einer dem Vormärz nachfolgenden). Es

⁶ Z.B. Alexis: 1806 und Folgezeit in zwei sehr umfänglichen Romanen: *Rube ist die erste Bürgerpflicht* und *Isegrim*.

⁷ (Mit dem Untertitel: *(;) ihre Sterne, Wege und Schicksale*.)

⁸ Wie die autobiographische Darstellung immer gewisse Höhepunkte in den Schilderungen oder Erwähnungen relevanter historischer Ereignisse oder Fakten bietet, so gibt es in einem fiktiven Jugendbericht gleichermaßen immer wieder einmal einen Höhepunkt, der mit bedeutsamen Namen oder Daten in eins fällt: In Raabes Roman im 33. Kapitel das Bildnis Robert Blums, zudem das Volkslied mit der Anrede an Deutschland: „Erschossen ist, erschossen / Dein treuer Robert Blum“ sowie der Hinweis auf die trostlosen deutschen Zustände nach 1849; unmittelbar vor Schluß fügt der Autor abermals eine Reminiszenz an 1848 ein, in durchsichtiger Verschlüsselung, wenn es heißt: „in den Bewegungsjahren“ (wodurch dann die Jahre zuvor und hernach als solche des Stillstands gekennzeichnet sind).

ist also stets mit zwei Zeiten zu rechnen, wie in der Dichtung, so auch *im autobiographischen Bericht*: 1. Jugendzeit in welcher Ära?/2. Abfassungszeit? Für die hier herangezogenen Autobiographien:

- * Jugend im Vormärz/Schreibzeit: noch im Vormärz.
- * Jugend im Vormärz/Abfassungszeit in einer folgenden Epoche, im Nachmärz oder nach der Reichsgründung (nach 1871 in Deutschland) oder in der Habsburger-Monarchie.⁹

Geschichte, Zeitgeschichte und das Unbehagen der Jugend

Geschichtliches und noch mehr Zeitgeschichtliches sind in den meisten der hier herangezogenen Autobiographien zugegen, nicht selten so, daß sie die Darstellung dominieren, weil das Hauptaugenmerk auf sie fällt, zumindest in einigen Abschnitten der Texte, sonst ohne daß ein besonderer Akzent auf sie gesetzt würde, temporär oder marginal.

Das Geschichtliche besteht in Reminiszenzen z.B. aus der Lektüre, aus dem Unterricht oder aus den weitergegebenen Erinnerungen anderer. So besagte eine „Familientradition“ des Hauses Immermann, daß ein Vorfahr in der Armee des Schwedenkönigs Gustav Adolf mitgekämpft habe. Gustav Adolf und Friedrich II. von Preußen bildeten die Hausgötter der Familie, denn auch in der Armee des „preußischen Königshelden“ hatte ein Immermann gedient: des Dichters Vater. (21 u. 25) In den Memorabilien des Sohns findet man Einzelheiten aus dessen Erinnerungen (z.B. 26). Das Zeitgeschichtliche in den Autobiographien ist zugegen oftmals als Selbsterlebtes – in Gestalt der Wiedergabe eigener Beobachtungen – oder in der Erwähnung als Faktisches, von dem der Autor einstmals Notiz genommen, über das er gehört oder wovon er gelesen hat und worüber er reflektiert.

Aus eigener Beobachtung (bzw. Autopsie) berichtet Immermann aus seiner Kinderzeit im preußischen Magdeburg über „ein reizendes Schauspiel“: die Erscheinung der Königin – es war die vielbewunderte Luise, ihrer Herkunft nach eine Prinzessin aus dem Hause Mecklenburg-Strelitz. (32f.) Den König, ihren Gatten, erblickt er dann auf dem bis dahin tiefsten Punkt preußischer Geschichte, unmittelbar nach der Niederlage

⁹ Hier zu differenzieren. Denn in Österreich lagen die Dinge anders: Auch der Vor- und Nachmärz gliederten sich ein in die Kaiserzeit. Noch anders in der Schweiz (keine Kaiserzeit).

bei Jena (44). Wenig später registriert er den Fall der Festung, seiner Heimatstadt, für ihn im Vergleich zu Jena das noch größere Debakel: „Der Fall von Magdeburg war schlimmer als die verlorene Schlacht“ (47), da es nämlich hätte verteidigt werden müssen, vortrefflich befestigt wie es war, mit 22000 Mann Besatzung! Hierauf der Einmarsch der französischen Eroberer, darunter der Infanterieregimenter Neys, „die gegen unsere Truppen ein ziemlich bettelhaftes Ansehen hatten“ (48); im Gegensatz zu „unseren“ um so viel besser ausgestatteten Kriegern jedoch unbestreitbar zu den Siegern zählten.

Von seiner „Entwicklungsgeschichte“ (!) spricht Heinrich Heine in seinen Memoiren. (188) Darin statuiert er:

Ort und Zeit sind auch wichtige Momente: ich bin geboren zu Ende des skeptischen achtzehnten Jahrhunderts und in einer Stadt, wo zur Zeit meiner Kindheit nicht bloß die Franzosen, sondern auch der französische Geist herrschte. (185)

Seine Selbstlebensbeschreibung ist nur fragmentarisch erhalten. Doch seine übrigen Schriften, die dichterischen, die erörternden und die Briefe, zeigen, daß er einer der sorgfältigsten Beobachter der Zeitereignisse war. Ebenso ausgezeichnet wie die Jahre des Stillstands analysierte er die Bewegungsjahre (v.a.: mehrfach 1830, später 1848/49). Darüber hinaus gibt es von ihm eine Fülle von Betrachtungen über die Revolutionen von der Antike bis zur Gegenwart, dazu über die ‚Revolutionen des Geistes‘ (Moses, Christentum, Reformation, Renaissance, Aufklärung).

Alexis veröffentlichte seine Erinnerungen in sieben Teilen. Sie sind überwiegend Selbsterlebtem gewidmet, darunter den Ereignissen von 1806, 1813 und 1815. Er ist damit unter den hier herangezogenen Autoren derjenige, der sich am ausführlichsten mit der Zeitgeschichte sowie seiner Mitwirkung darin befaßte. Der am frühesten (1837) erschienene Abschnitt läßt sich gut mit Immermanns Darstellung vergleichen: Auch Alexis setzt mit der Katastrophe von Jena und ihren Folgen ein, der Belagerung seiner Heimatstadt Breslau und deren Eroberung und Besetzung durch die Franzosen. Im Vergleich zu Magdeburg wurde sie von nur ungefähr 6000 Soldaten gehalten, darunter polnischen, die man (ob zu Recht?) als unsicher einschätzte. Zwar die Bewohnerschaft hätte sich gern „auf's Aeufserste“ verteidigt, aber „man“ (die Regierung, das ordentliche Militär) „verstand damals noch nicht, dies edle Metall der bürgerlichen Begeisterung (!) in geltende Münze auszuprägen“. (1837, 338) 1840 beginnt er mit der Überlegung, daß „das Werk der Befreiung“ seit

1813 ohne den Haß auf Napoleon keinesfalls „möglich geworden“ wäre, deutet jedoch an, daß auf den Haß, dem eine Phase jugendlicher Schwärmerei für Napoleon vorausgegangen war, mittlerweile (in der Gegenwart) eine erneute Schätzung des Korsen gefolgt sei (377).¹⁰ In seiner Jugend hatte er die Ablehnung Napoleons, den bitteren Haß, miterlebt. Damals nahm er eine ähnliche Haltung ein, wie sie Immermann zum Ausdruck brachte: Distanzierung von denjenigen Zeitgenossen, „die noch träumten von einer Weltherrschaft und Weltbeglückung“ durch den Kaiser. „Auf solche Kosmopoliten sahen wir, wenn sie nicht offenbar für Verräther galten, wie auf stille Wahnsinnige.“ Nunmehr, bei Abfassung der Memoiren, tat er dieselben Anwendungen als „eine Knabenträumerei“ ab (382f.); d.h. als Phantasmata, die an der Realität vorbeigingen. Nach dem Unglück des Rußlandfeldzugs beobachtete er „die jammervollen Reste des großen Heeres“. (385) Anschließend den Sturmwind der Kosaken, deren Erscheinung er (der Jugendliche) als Zeichen der ersehnten Befreiung verstanden habe. (388f.) Und wiederum:

Die Ansichten haben sich seit 1813 geändert. Auch über die Kosacken. Heut will man in ihnen nicht mehr ein Symbol der Völkerrettung erblicken. Kosack und Freiheit sind nicht mehr gleichbedeutende Begriffe. (390)

Diese Änderung seiner Wertung, von ihm offen eingeräumt, hängt gewiß mit der Enttäuschung (besonders) der preußischen Liberalen zusammen, mit dem Bruch des Versprechens der Verfassung, das der preußische König mehrfach gegeben, aber niemals erfüllt hatte; überhaupt mit den Zuständen in der Restaurationsperiode nach 1815, denen der Liberalismus scharf ablehnend gegenüberstand. Nun wurde nämlich deutlich, daß der Niederwerfung Napoleons, woran die Kosaken ihren unbestreitbaren Anteil gehabt hatten, in den Ländern der Sieger der Versuch der Erstickung aller Freiheitsregungen folgte. So lautete der Vorwurf, den Alexis gegen die preußische Politik erhob, als er, der Preuße, seinen Dichterkollegen Wilhelm Müller (gest. 1827) rühmte:

¹⁰ Über diesen erstaunlichen Wandel, der in der Stimmung der Bevölkerung nach den Freiheitskriegen eintrat und worüber Alexis anführt, daß er z.T. bis zur Vergötterung Napoleons reichte (man darf sich an Heines Bonapartismus erinnern), vgl.: Alain Ruiz. Das Bild Napoleons in Willibald Alexis' Jugenderinnerungen und Reiseberichten über Frankreich (bis 1829). In: *Willibald Alexis (1798-1871). Ein Autor des Vor- und Nachmärz*; Hg. Wolfgang Beutin/Peter Stein: Bielefeld: Aisthesis, 2000 (Vormärz Studien IV). S.247-273

In ihm hauchte noch die fromme Glut des Befreiungskrieges, den er mitgemacht, und als er starb, wußte er noch nicht, daß man wenige Jahre später selbst die Erinnerung an eine Bewegung, die man veranlaßt, genährt und ausgebreitet, unterdrücken würde, weil es eine Bewegung war. (1839, 353)

Doch selbst 1840 noch gibt es bei ihm ein überschwengliches Lob der „Erhebung eines zertretenen Volkes“, die er als einen historischen „Act“ bezeichnet, der „schon mit unverlöschlichen Schriftzügen in den Tafeln der Geschichte“ eingetragen stehe und dem kein jüngeres Ereignis (hier nennt er u.a. den griechischen Freiheitskampf) an die Seite zu stellen wäre. (1840, 411)

1815 war abermals ein Ruf an die Freiwilligen ergangen. In der Rückschau, 1844, zweifelt Alexis. Handelte es sich um mehr als „eine Nachdröhnung der Volkserhebung im Jahre 1813“? Inzwischen hätte Gentz den ‚Beweis‘ geliefert, daß „die Freiwilligen damals überflüssig gewesen wären“. Alexis neigt dazu, ihm beizustimmen: „die geträumte Freiheit und nationale Einheit“ habe 1815 längst nicht mehr auf der Tagesordnung gestanden, der Wiener Kongreß habe beides „verrathen“. Und es „war auch schon in die preußische Jugend ein Misklang (!) gedrungen“. Dennoch sei die „Stimmung in der Jugend [...] durchaus ernst und religiös“ gewesen, „christlich und durch die Vermittelung (!) der Romantik sogar etwas katholisch“. (1844, 1-4) Während aber 1813 die freiwilligen Jäger sich aus der „Elite der preußischen Jugend“ rekrutierten, fand sich der sechzehnjährige Alexis 1815 in das Treiben „einer ausgelassenen Soldatesca“ versetzt, die an Wallensteins Lager hätte denken lassen. Überdies: „Die Freiwilligkeit hatte schon den preußischen Normalleisten angezogen.“ (Ebd., 7ff.)

1845 und 1846 gab er weitere Einblicke in die Kampagne von 1815. Dabei vermied er jeden Ansatz einer Verklärung, so daß seine Darstellung realistisch bis kritisch bleibt. Die Merkmale des Krieges gibt er mit völliger Nüchternheit wieder: u.a. die Begegnung mit den Wagenzügen Verwundeter (1845). (98f.) Seine Einheit erreicht das Kampfgebiet, wo zehn Tage zuvor die Entscheidung gefallen war. An seinem 17. Geburtstag (29. Juni 1815) steht er auf dem Schlachtfeld von Bellealliance. Er beschreibt das Bild, wie er „nie ein ähnliches“ sah. (Ebd., 107ff.) Was wollte die Heerführung nun noch mit den Freiwilligen im Felde? Hätten sie nicht in die Heimat zurückkehren können?

Die Befehlshaber waren indeß anderer Meinung, und obschon in dieser Nacht, vom 30. Juni zum 1. Juli, allerdings der eigentliche Krieg beendet war, dauerte der uneigentliche doch noch einige Monate fort und auch dieser hatte schon Monatelang aufgehört, als man erst im späten November es für nöthig achtete, uns nach Hause zu schicken! (Ebd., 121)

Absurderweise behielt man die Freiwilligen unter den Waffen, im fremden Land:

Hier aber galt es gar nichts, als eine Festung von Weitem einschließen, die auch ohne uns wäre eingeschlossen worden, und eine Festung erobern, die auch ohne uns wäre erobert worden. (Ebd., 155)

Solch skeptische Gedanken, so betont Alexis, seien nicht erst seine „von heut“, sondern die Sache sei ihnen allen „schon damals, wenn nicht klar, doch sehr bedenklich“ vorgekommen: „Wozu der Krimmskrams, die Scheererei, dieser Kamaschendienst? fragten wir uns.“ (Ebd., 158; orthographische Archaismen im Original.) Wäre man wenigstens bis Paris gelangt! Doch es blieb dem Freiwilligen versperrt (Ebd., 164). Man kann kaum ein Mehr an Desillusionierung des Krieges und Kriegsdienstes leisten, als was Alexis in seine Beschreibung eintrug. Endlich beschoß die Truppe Philippeville,

um beim Friedensschluß einige Vortheile mehr in die Wagschaale zu thun. Alles ging mit Rechten zu, jeder handelte nach seiner Pflicht, der Gouverneur, die Garnison, die Preußen; beide gewannen, jene den Ruhm sich tapfer gehalten zu haben, wir eine Festung, die ausgelöst werden mußte, Kanonen, Bomben und Munition; nur die Bürger drinnen gewannen nichts, sie verloren das Ihre. [...] Es ist nichts Unrechtes dort geschehen, nur das, was in der ganzen Welt geschieht, wo das Kriegs= und Völkerrecht gilt. Der Kleine und Unschuldige muß bezahlen, was der Große und Schuldige verbrochen. (Ebd., 166f.)

1846 reflektiert er über den Anteil der Frauen in den Armeen der Freiheitskriege, erwähnt einige Namen wie den Eleonore Prohaskas. Es waren die uniformierten Amazonen der Zeit, darunter auch die „*Unterofficier=Jungfrau Krieger*“. Des Verfassers Ironie ist nicht zu verkennen, wenn er ausruft: „Romantik, wo ich hinblicke, romantisches!“ (1846, 24) Etwas später eine Szene, die das enthusiastische „romantisch“ vollkommen dementiert: Soldaten entfernen die bleiernen Dachrinnen von einem Herrenhaus und zwingen den Nächstwohnenden, ihnen diese bedenkliche

Beute abzukaufen. Denn, so Alexis: „Jeder Krieg hat sein bestialisches Gefolge.“ (Ebd., 27) Von ihm gegen Ende hin noch ein Kommentar, der nicht höhnischer sein konnte:

[...] wir, vom damaligen jungen Deutschland, ich meine den ästhetischen Nachwuchs der Romantiker, gaben uns alle Mühe, als Beihilfe zum Patriotismus, die nüchterne Vernunft unserer Väter zu Schanden zu machen [...] (Ebd., 47)¹¹

Eine nachdrückliche Schilderung der Trümmer der großen Armee auf ihrem Rückzug aus Rußland liefert auch Goltz, der sie als Zwölfjähriger in Marienwerder beobachtete. Er spricht von seiner „durchgreifenden Empfindung von Weltgeschichte und Weltgericht“, als man „die unbesiegt Geglaubten mit eigenen Augen und [...] als ensetzliche Wirklichkeit Tag für Tag“ erblicken mußte (256). Schnell folgten die geschichtlichen Ereignisse einander: York (1759-1830) trennt sich vom Heer Napoleons (Dezember 1812), der Aufruf Friedrich Wilhelms III., die Kosaken. (258f.) Kriegsverbrechen alliierter Soldaten, die begangen wurden, bedeckt der Verfasser nicht mit Schweigen: Schwer verwundete und todkranke französische Soldaten, bei denen die Kosaken geraubtes Kirchengesetz fanden, wurden getötet, entweder durch Hiebe mit dem Kantschu oder indem man sie unter das Eis des Flusses steckte. (260f.)

Wenn andere Verfasser mit dem Datum 1806 (Jena) einsetzen, so Kügelgen – im ersten Absatz seines Lebensberichts – mit dem Hinweis auf die Französische Revolution, unter deren „Hammerschlägen [...] die Stützen des alten Staatenbaues zu sinken“ (17) begannen.¹² Er vergißt nicht zu notieren, daß Anfang der neunziger Jahre im Baltikum, wo die

¹¹ Ein zopfähnlich geflochtener Satz, weil eine Kommentierung des Kriegsgeschehens von 1815 mit Hilfe von Begriffen der Literaturgeschichte. Von diesen sind zugegen, wörtlich oder in der Vorstellung: Aufklärung (Stichwort: „die nüchterne Vernunft“), Romantik, Junges Deutschland. Anstatt der nüchternen Vernunft ihr Recht einzuräumen, seien die jungen Freiwilligen (eine Art Junges Deutschland auch sie), von romantischer Schwärmerei erfüllt, in einen nutz- und sinnlosen Krieg gezogen.

¹² Zum diesem Zeitpunkt existierte im Baltikum (Teil des Zarenreichs) – hier: in Estland – noch die Leibeigenschaft. Kügelgen erzählt, daß seine Mutter einstmals von ihrem Vater ein Mädchen „als Leibeigene zum Geburtstagsgeschenk“ erhielt. Fast klingt es, als sympathisiere der Verf. mit der Leibeigenschaft, wenn er fortfährt, die Eigentümerin habe das Geschenk immer „als zur Familie gehörig betrachtet, wie denn überhaupt in angestammter Leibeigenschaft ein Band zu liegen scheint, das leiblicher Verwandtschaft ähnelt“. (45)

Familie damals wohnte, sich die Bauern einiger Dörfer zusammengeschlossen hatten, um zu revoltieren. (24) Die Familie verzog später nach Dresden. Hier hörte man von Jena. (43) Wie stark sich damals der Haß selbst auf Napoleons Verbündete erstreckte, zeigt ein Erlebnis des Jungen: Sein Vater erlaubte ihm, eine von einem Onkel geschenkte Puppe, die als bayerischer Ulan kostümiert war, mit einem Stocksäbel zu zertümmern – denn ein Bayer hieß = ein „Franzosenfreund“. (44) Im übrigen wird das Familienleben als Idylle gezeichnet: „ein Friedensbild häuslichen Glücks“. Draußen hingegen habe „die weite Erde das Blut ihrer Kinder in Strömen“ getrunken,

und entsetzliche Hekatomben wurden dem Ehrgeiz eines einzelnen hingeopfert [...] Das alte tausendjährige römische Reich war in Scherben zerfallen, Preußen mit den Mittelstaaten in den Staub getreten oder abhängig geworden [...]" (64)

Seine antibonapartistische Parteilichkeit unterdrückt der Verfasser nicht; er konstatiert, daß einmal Friede geschlossen wurde, und fügt hinzu: „aber wie Napoleon ihn zu machen pflegte, einen Frieden, der die Keime neuen Krieges in sich trug“. (118) War seiner Mutter der Kaiser „eine dem Abgrunde der Hölle entstiegene Schreckgestalt“, in jeder Hinsicht ein Verbrecher, so teilte Kügelgen als Kind ihren „Widerwillen“, doch besah er sich, als sich auf der Straße dazu die Gelegenheit ergab, „den hochgewaltigen Mann [...] möglichst von nahem“. (148f.) Immerhin registrierte er die menschenfreundliche Ausbildung in der französischen Armee, in der die Rekruten an „anständige Behandlung“ gewöhnt waren, anders als in den Armeen der Alliierten. (96f.) Seit 1812 überstürzten sich dann die „politischen Ereignisse“ und die kriegerischen: Brand Moskaus (162f.); Ankunft der Kosaken (171); die Schlacht von Bautzen (20./21. Mai 1813) und „Bedrängnisse und Schrecken“ in Dresden 1813; alles zusammen dennoch „das Aufleuchten eines unvergleichlich herrlichen Morgens“. (175) Da er baltischer Herkunft ist (und das Baltikum zu seiner Zeit ein Teil des Zarenreichs), befindet sich der Knaube in einem gewissen Zwiespalt:

Ich war ein Kind und meiner kindischen Meinung nach ein Russe, aber dennoch fühlte auch ich mich von dem gewaltig heranbrausenden Sturm berührt, in welchem sich das Erwachen des nationalen deutschen Geistes damals so herrlich manifestierte. (176)

Das Ende der Periode der Kriege kommentierte der Verfasser so, daß seine konservative politische Einstellung hervorsteht:

Die Franzosen war man freilich los; aber der Geist der Verneinung, dessen Repräsentanten sie gewesen, blieb, erstarkte je mehr und mehr und führte eine innere Feindschaft und einen Krieg der Ansichten und Meinungen herbei, der aufreibender ist als jeder andere und nachgerade unser Staats= und Kirchenleben in seinen Grundfesten erschüttert hat. (274)

Unter dem „Geist der Verneinung“ hat man natürlich die Ideen der Französischen Revolution zu verstehen, die im Liberalismus der Zeit nachwirkten. Diesem wird die Schuld an den ideologischen Kämpfen zugeschoben, und die Vormärzpoche erscheint als nicht mehr denn eine Auseinandersetzung der Ideologien, eine Sicht der Dinge allerdings, mit der man sich das Verständnis der historischen Abläufe eher versperrte als ermöglichte.

Das Unbehagen der Heranwachsenden im Vormärz erfüllte, wie den etwas älteren Alexis, so auch Kügelgen: „[...] ich war der Meinung, daß irgend etwas faul sei in deutschen Landen“, dem einzig und allein „durch die unbescheidenste Kraftentwicklung (!) abzuhelpen sei“. (460) Aus dem Abstand einer Generation schreibend, gesteht er, sich als junger Mann der „Demagogie“ ergeben, also den Burschenschaften zugeneigt zu haben, die er wie folgt charakterisiert: „jene phantastische Strömung, welche damals die deutschen Hochschulen durchflutete und die Köpfe der besten jungen Leute mit sich forttrieb“ (457). Seine Kritik ist scharf:

Die ganze Bewegung glich einer unklaren und verworrenen, von den heterogensten Sympathien getragenen Konfusion. Mit derselben Begeisterung für deutsches Mittelalter wie für die modernsten Revolutionsideen der Franzosen streckte man die Arme gleichzeitig nach hinten und nach vorne aus und schwärmte für eine Vorzeit, die man nicht kannte, und deren Bedingungen, Ordnungen und Formen man nach Herzenslust mit Füßen trat. (458)

Schuf aber er selber Klarheit? Wie erinnerlich, heißen ihm die Revolutionsideen an früherer Stelle „Geist der Verneinung“ – nun sollen sie plötzlich „nach vorne“ weisen? Weiterhin räumt er ein, seine Mitschüler und er seien im Unterricht der Königlichen Akademie der Künste

freilich nicht ganz unberührt geblieben von jenem aufsässigen Geiste, der damals Wissenschaft und Kunst zu neuem Leben weckte,

von dem Geiste der Treue und des nüchternen Aufmerkens auf das, was die Objekte wirklich zeigten, während die Mehrzahl unserer Lehrer weniger, was sie sahen, als was sie wußten, darzustellen suchten. (483)

Damit deutet er auf eine Änderung in der Kunstauffassung der jungen Generation hin, eine Tendenz wohl zum Realismus. Es ist im Gipsaal der Akademie, wo eines Morgens die Nachricht von der Ermordung Kotzebues durch den Studenten Sand eintrifft. Da der Verfasser als junger Mann selber den Täter als „Heldenjüngling“ empfand, erwartete er eine ähnliche Beurteilung bei der Rückkehr ins Elternhaus.

Statt dessen waren beide Eltern jetzt aufs tiefste empört, nicht nur über Sands unberufene Scharfrichterei, sondern fast mehr noch über meine Billigung derselben. Dahin also war es bereits mit unserer altdeutschen Tugend gekommen! (505)

In Richters Lebenserinnerungen ist das 3. Kapitel betitelt: „Die Kriegszeit“. Darin herrscht wie in Kugelgens Darstellung eine antibonapartistisch-personalisierende Tendenz. Von dem Verfasser wird das gesamte Geschehen mehr oder minder auf den einen einzigen Mann, Napoleon, zurückgeführt:

[...] denn seit Anfang des Jahrhunderts hatte ja der gefürchtete, dämonische Mann in Europa alles durcheinander gerüttelt, und Deutschland seufzte unter seiner despotischen Faust. (17)

Der zehnjährige Ludwig erlebt die Schlacht von Dresden (26./27. August 1813) mit. (22-28) Er und sein Vater gehen hinaus, um die Walstatt zu besichtigen:

Wenn ich später von Schlachten las, von großen herrlichen Siegen, von dem Todesmut der Kämpfenden und ihrer Tapferkeit, so mußte ich immer mit innerem Entsetzen an das Ende denken, an das Schlachtfeld, wo die Getöteten noch die Glücklichen sind. (28)

In einem Rückblick im Tagebuch reflektiert Richter 1825 über die Versäumnisse des zurückliegenden Jahrzehnts. Die Schuldigen seien die Fürsten:

Die Erwartungen des deutschen Volkes wurden von den Fürsten nicht erfüllt, die schöne Welle brandete und verlor sich. [...] O, was hätte aus Deutschland werden können, hätte alles seinen freien Gang gehen können. (558)

Für die jüngeren, nach 1810 geborenen Verfasserinnen und Verfasser stellten die napoleonischen Kriege kaum mehr ein derart prägendes Erlebnis dar wie für die älteren. Die 1811 geborene Fanny Lewald nominiert zwei politische Ereignisse, die sie in der Kindheit berührten: den griechischen Freiheitskampf¹³ und die Julirevolution. Die letztgenannte sei „das erste große Ereignis, das ich mit deutlichem Bewußtsein und mit meinem Verständnis darauf vorbereitet, erlebte“ und wodurch sich ihre „Teilnahme an den öffentlichen Dingen überhaupt“ erst ausbildete, „die mich seitdem nicht mehr verlassen hat“. Der Vorbereitung diene u.a., daß ihr Vater „entschieden auf die Umwälzung“ gehofft hatte. Als sie da war, ließ er

sich nun von uns die Zeitungsberichte noch einmal vorlesen, gleichsam um sie doppelt zu genießen, wobei er der ersten französischen Revolution und ihrer Vorkämpfer gedachte und mit Wärme die Entwicklung einer freien Verfassung auch für Preußen erhoffte. (120ff.)

Das Geschehen in Frankreich, dazu die belgische Revolution und der polnische Aufstand sowie die Folgen all dieser Vorgänge beschäftigen die Menschen bis in den Herbst des Jahres hinein, als zudem „das Fortschreiten der Cholera gegen die Grenzen des europäischen Rußlands hin schwere Besorgnisse einzuflößen anfang“. (124) 1832 lernt Fanny den Schriftsteller Börne kennen. Sie verlangt, mit ihrem Vater am Hambacher Fest teilzunehmen. Dieser schlägt aber ihre Bitte ab, um es ohne ihre Begleitung zu besuchen. So konnte sie sich nur aus seinen Erzählungen ein Bild von dem dabei Vorgefallenen machen.¹⁴ (138-141)

Die erste historische Reminiszenz in Gutzkows Erinnerungen *Aus der Knabenzeit* ist die an „Friedrichs des Großen Standbild“. (4) Eine nächste: 1810 (ein Jahr vor der Geburt des Knaben) wurde in Berlin „die so rasch aufblühende“ Universität gegründet. Er nennt sie „Tugendbunds=Uni-

¹³ Auch habe sie „eine große Begeisterung für die deutschen Freiheitskämpfe gegen die Napoleonische Herrschaft“ gehegt. (122)

¹⁴ Über ihr Bild von der europäischen Revolution von 1848 informieren die *Erinnerungen aus dem Jahre 1848* derselben Vfin.; vgl. z.B. die Auswahl-Ausg. von Dietrich Schäfer, Frankfurt/M.: Insel Verlag, 1969 (Sammlung Insel, 46). Mit Werken deutscher Verfasserinnen und Verfasser, die der Revolution von 1848/49 gedenken, sind unbedingt solche von Autoren anderer Länder zu vergleichen, z.B. diejenigen von Andersen (549-599 u.ö.).

versität“.¹⁵ (13) Die Ereignisse von 1806 leben in ihm durch die Erzählungen des Vaters auf. (45) Das gilt ebenso für die Freiheitskriege. Wie es heißt, habe damals der Haß niemandem so sehr gegolten wie den unter Napoleon „kämpfenden Deutschen“, „den Bayern zumeist“. (49) Aus der anschließenden Ära verbucht er: die „Jubelfeier der Reformation“ im Jahre 1817, die Nachricht vom Tode Napoleons, den Krieg der Griechen gegen die Türken, die Ermordung Kotzebues durch Sand. (197)

Die Aufzeichnungen von Hermann Kurz bestätigen Immermanns Sicht, wonach die Heranwachsenden im Vormärz, zumindest sofern sie sich nicht an der Burschenschaftsbewegung beteiligten, von der politischen Öffentlichkeit weitgehend abgeschnitten waren. In ihnen spiegelt sich das Herausgerissenwerden aus einer Betäubung, die der Geschichtsunterricht der Schule nicht hatte aufheben können – falls sie nicht gar auf ihn zurückging –, durch den Fund eines historischen Dokuments¹⁶ und in der Folgezeit durch die französische Revolution von 1830, auf die der Verfasser, anders als die etwas ältere Fanny Lewald, nicht vorbereitet war:

Das Geschlecht, das in den Jahren vor der Julirevolution zu den ersten größeren Eindrücken des Lebens heranwuchs, hatte keine Ahnung von einer Politik der Gegenwart. Wir waren Bürger in Athen, Sparta und Rom, diskutierten lykurgische und solonische Gesetzgebungen¹⁷, fühlten uns in unserer alten Kaisergeschichte mehr oder weniger zu Hause, der Dreißigjährige Krieg und der Abfall der Niederlande war uns durch Schiller geläufig, wie denn überhaupt die allgemeinen Weltbegebenheiten von unseres Geschichtsprofessors ägyptischen Steckenpferden bis zu den Welthändeln Napoleons

¹⁵ „Tugendbund“: Bezeichnung eines „sittlich=wissenschaftlichen Vereins“, 1808 in Königsberg gegründet, mit der Zielstellung, das physische und moralische Elend in der Zeit nach Jena zu lindern, für volkstümliche Jugenderziehung zu sorgen, die Reorganisation des preußischen Heeres zu unterstützen etc. (Geheime Tendenz: die Abschüttelung der Franzosenherrschaft vorzubereiten.) Mitglieder 300-400. Am 31.12.1809 dekretierte der König auf Drängen Napoleons die Auflösung des Vereins.

¹⁶ Es war der Druck der Petition, die Friedrich List (1789-1846) als Abgeordneter der württembergischen Kammer 1820 an die Stände richtete mit der Aufforderung, Mißliches in Verwaltung und Rechtspflege zu beheben. Die Folgen für List waren gravierend: Aberkennung seines Abgeordnetenmandats (Februar 1821), 1822 Verurteilung zu zehn Monaten Festung, Flucht ins Elsaß und in die Schweiz, Rückkehr, Haft auf dem Asperg, Auswanderung nach Amerika.

¹⁷ Vermutlich anhand einer Abhandlung Schillers, die diese Namen im Titel führt.

kein Geheimnis für uns geblieben waren. Hiermit aber schien uns alle Geschichte abgesponnen, die Zeit stand still, und wir dachten entfernt nicht daran, daß von jetzt an je noch etwas geschehen könnte. In dieser Verfassung befanden sich wenigstens alle diejenigen, die nicht durch persönliche Verhältnisse in den Stand gesetzt waren, aus den Gesprächen Erwachsener etwas von dem leisen Dröhnen einer nahen Zukunft zu vernehmen.

Wie aus einem Traume wachgerufen war ich daher, als ich auf dem lithographierten Bogen von bürgerlicher Freiheit und Selbstverwaltung las.

[...]

Dagegen war auch der Windstille der Restaurationszeit ihr Ziel gesteckt: denn unversehens kam uns der Sturz der Bourbonen zwischen den peloponnesischen Krieg und den ezechielischen Tempelbau, um uns zu belehren, daß auch die Gegenwart ihren politischen Puls habe und daß der Prozeß der Geschichte noch nicht völlig zu Ende sei. (26f.)

Er resümiert später, daß „auf die großen Völkerkämpfe“ (der napoleoni- schen Ära) eine Ruhe gefolgt sei, „von der man sich heute, wo es doch auch wieder ein wenig ruhig geworden ist, kaum noch eine Vorstellung machen“ könne. (28) Er imaginiert also die Geschichte der zurückliegen- den Jahrzehnte als einen Wechsel von Phasen der Unruhe (Ära Napole- ons/1830/1848f.) und solchen der Ruhe: Vormärz, Nachmärz. Diese Äußerung erschien im Druck 1859, in einem Jahr, als sich neuerliche, freilich noch zaghafte Freiheitsregungen in Deutschland meldeten (Schil- ler-Gedenken).

Gerok, Jahrgang 1815, bekam keinen Napoleon mehr zu Gesicht. Da- für betrachtete er in seiner Kindheit ein „Heldenbuch“ aus dem Besitz seines Vaters, worin die „Brustbilder aller Heerführer der Alliierten zu sehen waren“ und aus dem er lernte, den Ausdruck „Korse“ als Äquiva- lent für ‚Schurke‘ zu gebrauchen. (65) Und wenn er einmal selber Kano- nendonner vernahm? – Dann waren es die Salutschüsse, 52 an der Zahl, anlässlich der Geburt des (württembergischen) Kronprinzen. (89) Wie anderen, so erging es auch diesem Heranwachsenden – einen Einschnitt bildete 1830. Wie es in seinen erörternden Schriften gern Heinrich Heine unternahm, zog der jüngere Gerok ebenfalls den Vergleich zwischen der großen Revolution der Franzosen und dieser neueren:

Einen Blick auf die Welt= und Zeitereignisse ließen uns zuerst die Julitage von 1830 werfen, welche die erste frische Bewegung in die träge Windstille der Restaurationsperiode brachten, unter

der wir friedselig aufgewachsen waren. [...] Die Aufregung war groß, an liberalen Sympathien fehlte es bei uns nicht, doch brachte ich für meine Person es zu keiner nachhaltigen Begeisterung. [...] Die erste französische Revolution mit ihren großartigen Ideen und Greueln, mit ihren dämonischen Helden und beweinenwerten Schlachtopfern hatte sich uns von Kind auf durch Kupferstiche und Erzählungen tief in Phantasie und Gemüt geprägt. Diesmal aber war's ein gar zu blasser Abklatsch des düsterfarbigen Originalstücks. (206f.)

Das Revolutionsjahr 1848 samt Folgezeit riß wiederum die fast Gleichaltrigen einer Jugend auseinander. Es klafften Abgründe zwischen ihren politischen Anschauungen. So berichtet Gerok einen Zwist mit Hermann Kurz:

Ich that meine Schuldigkeit als Geistlicher, er die seinige als Redakteur des demokratischen Oppositionsblattes, in welcher Eigenschaft er mich seine Ungnade öffentlich fühlen ließ. (229)

Es ist vielleicht kein Zufall, daß vom Weberaufstand des Jahres 1844 in Schlesien ein Autor Notiz nahm, der selber ein Schlesier war, Gustav Freytag. Es sei „in unser politisches und geselliges Treiben ein lauter Klageschrei von Not der Spinner und Weber in den Gebirgskreisen“ gedrungen. (540) In seinem Lebensbericht will er „das Heraufwachsen eines Einzelnen in den Jahren von den Freiheitskriegen bis zur Gründung des Deutschen Reiches“ veranschaulichen. (423) Dasjenige politische Ereignis, dem er am ausführlichsten Beachtung schenkt, ist die Revolution von 1848. (in seinem Kapitel: „Grenzboten“, S. 565-591) Der Bericht darüber beginnt:

Da verbreitete sich vom Auslande her der wilde Rausch in die großen Städte; die allzulange Bevormundung der Presse und der öffentlichen Meinung waren weit größere Schäden gewesen, als man wohl angenommen hatte. (565)

Des Verfassers Distanz zu dem Ereignis wird aus seiner Wortwahl deutlich: Es war „ein wilder Rausch“, versteht sich: nicht einheimischer Provenienz, der „die großen Städte“ ergriff (unerwähnt bleiben die Unruhen auf dem Lande). Die Ursachen werden lediglich im Bereich der Öffentlichkeit und des Zeitungswesens gesucht.

Malwida von Meysenbug verfaßte ihre Memoiren nach der Reichsgründung. In ihrer Vorrede (1875) zur 1. Auflage statuierte sie: „Die Zeit der politischen Revolutionen ist vorbei.“ (XXXV) Eine Voraussage, die

sich als falsch erwies. Ihr Buch ist aber u.a. als Zeugnis einer älteren Revolution (1848), in welcher sie sich auf der äußersten Linken engagierte, von großem Wert als Dokument.¹⁸ Ihr Blick in die Geschichte reicht bis in die Zeit des Soldatenhandels zurück, in den Hessen besonders verwickelt war (und den Malwida, als Hessin, schon deshalb aufs stärkste verabscheute; S. 5). Als junges Mädchen teilt sie das Unbehagen der Jugend, das aus so vielen Vormärz-Erinnerungen spricht:

Die Fürsten und die Völker hatten die nationale Erhebung und die Unabhängigkeitskriege in sehr verschiedener Weise verstanden. Die begeisterten Träume so vieler edler Herzen verfliegen, und statt des Morgenrots der Freiheit, welches die deutsche Jugend erhofft hatte, stieg ein neuer, düsterer, nebelverhüllter Tag herauf. [...] Das Blut der Völker war umsonst geflossen. Die Geschichte stand wieder still. (8)

Auch für sie bedeutete 1830 einen großen Einschnitt:

Alle Elemente der Unzufriedenheit, die seit lange (!) in den Völkern gärten, wollten an das Licht. Ich hörte zum erstenmal das Wort *Revolution*. (27)

Der Kurfürst versprach eine Verfassung. Malwidas Vater ging daran, sie auszuarbeiten. (30)

Fontane lieferte in seinen Erinnerungen bei Erwähnung des Regierungsantritts des Königs Friedrich Wilhelm IV. (1840) eine grundlegende Kritik der Politik der preußischen Regierung in dem Halbjahrhundert von 1815-1864:

Alles hatte sich von Grund aus geändert. Aus den vier Millionen waren 24 Millionen geworden, und diese 24 Millionen waren keine misera plebs mehr, sondern freie Menschen – wenigstens innerlich –, an denen die die Welt umgestaltenden Ideen der Französischen Revolution nicht spurlos vorübergegangen waren. Der ungeheure Fehler des so klugen und auf seine Art so aufrichtig freisinnigen Königs bestand darin, daß er diesen Wandel der Zeiten nicht begriff und, einer vorgefaßten Meinung zuliebe, nur *sein* Ideal, aber nicht die Ideale des Volkes verwirklichen wollte. [...] Eine Regierung hat nicht das Bessere beziehungsweise das Beste zum Ausdruck zu bringen, sondern einzig und allein das, was die Besseren und Besten des Volkes zum Ausdruck gebracht zu sehen wünschen. Diesem Wunsche hat sie nachzugeben, auch wenn

¹⁸ Schilderung in dem 17. Kap. des 1. Bands unter dem Titel *1848*, S. 217-272.

sich darin ein Irrtum birgt. Ist die Regierung sehr stark – was sie aber in solchem Falle des Widerstandes gegen den Volkswillen fast nie ist –, so kann sie, länger oder kürzer, ihren Weg gehen, sie wird aber, wenn der Widerstand andauert, schließlich immer unterliegen. Die Schwäche der preußischen Regierung vom Schluß der Befreiungskriege bis zum Ausbruch des Schleswig-Holsteinischen Krieges bestand in dem beständigen Sichauflehnen gegen diesen einfachen Satz [...] (193)

Wie in Malvidas Memoiren die Schilderung der Revolution von 1848 einen Höhepunkt bildet, so bei Fontane (190-224). Er möchte zwar der allgemeinen Ansicht *nicht* widersprechen, das Vierteljahrhundert von 1815-1840 sei „eine ereignisarme Stagnationsepoche“ gewesen, erwähnt jedoch

des Interessanten eine ganze Fülle: die Befreiung Griechenlands, den russisch-türkischen Krieg, die Eroberung von Algier, die Julirevolution, die Losreißung Belgiens von Holland und die große polnische Insurrektion. (101)

Er bekennt, kein anderer Krieg, „unsere eigenen nicht ausgeschlossen“, habe von seiner Phantasie je so Besitz ergriffen „wie diese Polenkämpfe“, obschon er seinen Zwiespalt verrät: Er stand vielfach „nur mit geteiltem Herzen auf Seite der Polen“ und verspürte, „aller meiner Freiheitsliebe unerachtet, jederzeit ein gewisses Engagement zugunsten der geordneten Gewalten“. (117f.) Von seinem Vater berichtet er, daß dieser bis ins hohe Alter nicht von seiner Napoleon-Verehrung gelassen habe. (163) Das Wissen des Vaters über die napoleonische Ära sei „geradezu stupend“ gewesen, z.B. „was französische Kriegs- und Personalanekdoten aus der Zeit von Marengo bis Waterloo angeht“. (97)

Marie von Ebner-Eschenbach berichtet in ihren *Erinnerungen an Grillparzer*, daß einmal im Revolutionsjahr 1848 in Wien eine „unheimliche Menschenansammlung“ zu beobachten gewesen sei. Deren Ursache war der Dichter Grillparzer, der ein Gedicht mit dem Lob für den österreichischen Heerführer Radetzky veröffentlicht hatte. Einer der Versammelten machte seinem Unmut Luft:

[...] ein Gedicht hat der Grillparzer drucken lassen, ein niederträchtiges Gedicht auf den Radetzky. Da schimpft er über unsere Studenten und über die Revolution und katzenbuckelt vor der Armee [...] (4,596)

Der kleinen Marie (geb. 1830) stand die napoleonische Ära zuerst eindrücklich in Gestalt der Radierungen und anderer Bilder im Arbeitszim-

mer ihres Vaters vor Augen: u.a. die Abbildung eines Invaliden der *grande armée* (wem drängt sich nicht die Assoziation auf: Heines *Grenadiere?*), sonst mit anderen Motiven aus den Feldzügen gegen Frankreich, „die unser Vater mitgemacht hatte, an Erzherzog Karl und an Napoleon“. (6,567f.) Durch diese Feldzüge war die Familie hart getroffen worden: Zwei Brüder des Vaters 1813/14 gefallen, er selber in Frankreich schwer verwundet und gefangen genommen. (6,572) Einige Ausführungen darüber beschloß die Dichterin mit einer versöhnlichen Reflexion, die der Humanitätslehre des vorletzten Jahrhunderts entsprang:

Wie unser Vater hielten auch wir seine Erinnerungen hoch in Ehren und stimmten ihm von Herzen bei, wenn er eine summarische Verurteilung der Franzosen nicht duldete. Er sprach immer mit der größten Anerkennung von ihnen, gegen die er jahrelang im Felde gestanden hatte. Es war damals allgemein so üblich: man schoß den Feind tot, aber man verleumdete ihn nicht. (6,576)

Ebers, der wie Malwida, Fontane u.a. aus eigenem Erleben einen ausführlichen Bericht über die Revolution von 1848 lieferte (108-131), räumt ein, daß er erst „in reiferen Jahren“ erkannt habe,

daß diese Kämpfe, die ich noch sehr viel später von gewissen Seiten fluchwürdig und einen Schandflecken der preußischen Geschichte nennen hörte, vielmehr des reichsten Dankes der Nation würdig sind. (130)

Für die Zeit davor spricht er von der Sehnsucht der meisten näheren Bekannten seiner Mutter „nach würdigeren politischen Zuständen und nach einer Verfassung“. (71) Das Elend der preußischen Liberalen wegen des vom Königshaus gebrochenen Verfassungsversprechens läßt ihn niemals los:

Die Freiheitskriege lagen weit hinter uns. Wie viel war, da es galt, den Landesfeind zu vertreiben, dem Volke verheißen worden, und wie wenig hatte man gehalten! (97)

Die Kamptz und Dambach zogen den Mecklenburger Studenten Fritz Reuter „vor ihr fluchwürdiges Tribunal“. (98) „Die Betrogenen aus den Freiheitskriegen, die Mißhandelten aus der Demagogenzeit“ schöpften noch einmal Hoffnung, als Friedrich Wilhelm IV. an die Regierung kam. (Ebd.) Jedoch erst 1848 sei es in Preußen gelungen, die Freiheiten zu erringen, „die anderen deutschen Staaten schon früher gewährt worden waren“. (36) Daß aber auch die übrige Staatenwelt Deutschlands im Vor-

märz nicht von politischen Gebrechen frei war, konnten zwei Zeitgenossen bezeugen, die Ebers ganz in der Nähe wußte: Im selben Hause mit seiner Familie wohnten die Brüder Grimm, die als Mitglieder der Göttinger Sieben „für ihre politische Überzeugung gelitten hatten“. (71)

Jüdische Existenz im Vormärz

In der Vormärz-*Dichtung* ist jüdische Existenz ein frequentes, sehr relevantes Motiv.¹⁹ In autobiographischen Schilderungen von Künstlern, die ihrer Jugend im Vormärz gedenken, erscheint es mehrfach abgewandelt: Eine Autorin aus jüdischer Familie verweist auf das Judentum als Quelle leidvoller Erfahrungen. Von den übrigen Verfasserinnen und Verfassern nehmen es manche in ihre Schilderung auf, mehrere unparteilich, einige mit Sympathie.

Gelegentlich einer mit Einmischung eines antisemitischen Klischees: So will Kügelgen einmal in der Postkutsche zwischen Leipzig und Altenburg dem Versuch zweier jüdischer „Handelsleute“ beigewohnt haben, ein mitreisendes junges Mädchen zu bedrängen, vielleicht zu vergewaltigen (Stereotyp des gierigen Juden, der zudem noch als „Oriental“ bezeichnet wird!); den er selber dann durch beherztes Eingreifen unterbunden hätte. (547f.)

Fanny Lewalds Großeltern mütterlicherseits „hielten fest an dem Glauben und an den Sitten des Judentums, waren ununterrichtete Leute“. (33). Der Großvater väterlicherseits hatte zu seiner Ausbildung „einen Teil von Deutschland bereist, und später auch eine Berlinerin geheiratet. [...] Er und seine Frau besaßen jenen Grad der allgemeinen Bildung, den die Berliner Juden schon früher erlangt hatten [...]“ (34) Der preußische Staat erschwerte der jüdischen Bevölkerung das Heiraten: „jede jüdische Familie hatte nur für eines ihrer Kinder das Ansiedlungsrecht in den preußischen Landen“, und bei dessen Fehlen konnten Juden weder heiraten noch sich niederlassen. (35) Fannys Mutter sah es überhaupt „als ein Unglück an, eine Jüdin zu sein“. (37) Selber erfuhr sie

¹⁹ Vgl.: Wolfgang Beutin. *Königtum und Adel in den historischen Roman von Willibald Alexis*. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 1966 (Philologische Studien und Quellen, H. 37). S. 24ff. u.ö. Außerdem: Forum Vormärz Forschung: *Juden und jüdische Kultur im Vormärz*. *Jahrbuch 4 (1998)*; darin u.a. ders. „In diesem Hause immer fremd.“ – Carl Spindlers historischer Roman *Der Jude*“. S. 91-109.

durch eine Familie frommer Juden, „daß wir Juden wären und daß man mir dieses zu Hause verschweige, weil die andern Leute die Juden nicht leiden könnten“. (43) Auf Fannys Frage im Elternhaus: „sind wir wohl Juden?“ erteilte ihr Vater ihr die barsche Antwort: „Du bist unser Kind, und weiter geht Dich nichts an!“ (44) Sie beschäftigte sich daraufhin innerlich um so mehr mit derselben Frage:

... und die Juden und ihre Feiertage und Gebräuche wurden mir unheimlich und mystisch, anziehend und widerwärtig zugleich. Daß wir Juden wären und daß es schlimm sei, ein Jude zu sein, darüber war ich aber mit fünf, sechs Jahren, noch ehe ich in die Schule gebracht wurde, vollkommen im Klaren. (44)

Je älter sie wurde, desto mehr begriff sie, daß ihre Eltern und Verwandten es sorgfältig vermieden, „davon zu sprechen, daß wir Juden wären“. Einige Mädchen, mit denen sie in eine Klasse ging, gestanden ihr, daß es ihnen elterlicherseits verboten worden war, Fanny zu besuchen oder zu Besuch zu bitten. (63f.) Sie muß hören, daß zu jener Zeit Judenhasser den Juden mit Spottrufen zusetzen²⁰ und daß in mehreren deutschen Städten die Verfolger ihre Häuser plündern. Von diesem Zeitpunkt an besitzt sie „den vollständigen Begriff von der Unterdrückung der Juden, von der Ungerechtigkeit, welche man gegen sie begehe“. (65) Später entschließt sie sich, ihr Judentum aufzugeben und sich christlich taufen zu lassen, obwohl ihr „das Wesen des kirchlichen Christentums“ nichts bedeutete und das Glaubensbekenntnis ihr fremd blieb: „an nichts glaubte ich eigentlich von alledem, zu dem ich mich bekennen sollte“. Doch ihre Mutter „war sehr erfreut, wieder eines ihrer Kinder dem Judentum entzogen zu haben“. Fanny selber mußte sich gestehen, ihre Konversion „mit einer mir sonst fremden Heuchelei ausgeführt zu haben“. (117ff.)

Goltz beichtet ein kleines Vergehen, er habe im Alter von fünf einem „Pindeljuden“ (= ‚Juden, welcher ein Bündel trägt, Hausierer‘) ein Spiegelchen gestohlen. Er offenbart seine Sympathie, ja Vorliebe für die Handelsleute:

[...] sei es nun, weil ich mich gegen alle Pindeljuden wegen des einen verschuldet fühlte, oder weil diese armen Teufel so poetisch durch Flur und Wald, über Berg und Tal wandeln, und den eigentlichen Extraktivstoff des jüdischen Charakters und somit den

²⁰ Andersen erwähnt zum Jahre 1819, es sei auch in Kopenhagen am „Abend vor meiner Ankunft die sogenannte ‚Judenfehde‘ ausgebrochen, die gleiche Judenhetze, die damals in mehreren Ländern Europas getrieben wurde“. (39)

ewigen Juden und ein hausierendes Stück der Welt- und Gottesgeschichte repräsentieren, oder weil sie eben ein Pindel herumtragen, genug, ich faßte seit der Zeit noch eine entschiedenere Vorliebe für diese schachernden Kinder Israels als bis dahin und sympathisierte in dieser Zärtlichkeit für das Volk Gottes aufs vollkommenste mit allen Knechten, Mägden und Bauersleuten im Dorf. (237)²¹

Ludwig Richter beobachtete in seiner Kindheit eine Judenschule.²² (36) Er gedenkt auch eines „uralten Juden, namens Salomon, [...] der übrigens ein frommer, grundehrlicher Mann war“, mit dem Ludwigs Großvater besonders gern verkehrte. (41) Gutzkow erwähnt, daß „man“ (wer?) zu seiner Zeit den Landbewohnern die Juden „als die Boten der Hölle“ verdächtig machte. Doch könne er aus seiner Kindheit in der Stadt „so grelle Jugendbilder nicht heraufbeschwören“. Freilich sei Kindern „Der Jude“ ein Schreckenswort. Doch wenn ein Kind standhalte, um „einige Worte des Vertrauens mit dem Juden“ zu wechseln, wird der Jude „ein freundlicher Gast“ werden. (220f.; hier folgen noch längere Ausführungen) Gerok berichtet von dem „Vorzug“, den in seiner Jugend die Stadt Stuttgart bot, weil man darin „Israeliten jedes Standes, Alters und Geschlechts“ antraf. Und stets sei es ein Ereignis gewesen, wenn er mit der Hausangestellten, „Jungfer Katharine“, deren jüdische Freundin, „unsre Jüdin“, besuchen durfte. (72) Marie von Ebner-Eschenbach erinnert sich eines selbstlosen, wohlthätigen Arztes, des Doktors Engel:

Er war ein noch junger Mann, ein großer, dunkelbärtiger Jude und kam täglich aus der kleinen Stadt Kremsier von einem Dorf, von einem Schloß zum andern gefahren und bemühte sich um den ärmsten seiner Kranken mit der gleichen Sorgfalt wie um den wohlhabendsten.²³ (6,624)

²¹ Als Zeugnis interessant, daß bei der einfachen Bevölkerung jedenfalls damals (vor 1848) kein Antijudaismus existierte (der, besonders in der Form des Antisemitismus, in späterer Zeit erst von den Eliten als Herrschaftsmittel ‚erfunden‘ und in die Massen filtrierte worden ist).

²² Von der andere vielfach nur in Form der Redewendung hörten, es gehe da oder dort zu „wie in einer Judenschule“ (angebliches Tohuwaboju).

²³ Motiv, welches in der Erzählung derselben Autorin: *Der Kreisphysikus* wiederkehrt.

Familiale Sozialisation, übrige Bildungsmächte, Künstlertum

Über die Familie ihrer Herkunft, die Weise der Sozialisation, die sie darin erfuhren, sowie die künstlerischen Anregungen, die sie darin bekamen, dazu vielleicht über ihr erwachendes Künstlertum, berichten die Verfasserinnen und Verfasser der Autobiographien sehr unterschiedlich, vor allem auch sehr unterschiedlich intensiv.

Einige favorisieren einen Aspekt, andere einen anderen. Einige erzählen recht naiv, Erlebtes chronologisch verzeichnend, andere verbinden die Chronologie mit historischen und theoretischen Reflexionen. Zwar wird man von ihnen allen nicht Erkenntnisse erwarten, wie sie seither gesammelt wurden und modernen Theorien der Kreativität als Grundlage dienen.²⁴ Doch gibt es unter den autobiographischen Texten neben solchen, worin die bunte Mischung von Faktischem und Anekdotischem dominiert, andere, deren Verfasserinnen und Verfasser Einblick vermitteln in den Zusammenhang von entstehender psychischer Konstitution und Erfahrungswelt der Jugend, vor allem auch der familialen Sozialisation und beginnender künstlerischer Tätigkeit.

Der Theoretiker unter den hier herangezogenen Autoren ist Immermann. Er konstatiert klarsichtig, welche Faktoren auf die Jugend, „bis sie in das öffentliche Leben übertritt“, einwirken: Familie, Lehre, Literatur, dazu – für die heranwachsende Generation, welcher er selber angehörte – „der Despotismus“ (der den Heranwachsenden jugendfremde Einschränkungen auferlegt; gemeint: der napoleonische?; andere Zeitgenossen, wie Fritz Reuter, hätten gewiß eher an den fürstlichen gedacht). Als seine Absicht nominiert er, „den Mitteldurchschnitt der damaligen deutschen Häuslichkeit zu schildern“; eine Familie, weder arm noch reich, „weder zu den Proletariern noch zu den Sommitäten“²⁵ gehörend, unter der (idealen, vorzüglichen) Bedingung, daß „die vier Wände des Hauses Verstand, Einsicht, Gesinnung umschlossen“. (52) Allerdings verleitet ihn sein nationales – für einen Teil seiner Generation nicht untypisches – Empfinden, folgendes auf einen Irrweg einzuschwenken: Nur in Deutsch-

²⁴ In einer Monographie habe ich einstmals versucht, das (Zwiefach-)Schöpferum eines Künstlers des 20. Jahrhunderts und wie es entstand anhand rezenten – auch: psychoanalytischer – Kreativitätstheorien nachzuzeichnen. Vgl.: Wolfgang Beutin. *Barlach oder der Zugang zum Unbewußten. Eine kritische Studie*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1994.

²⁵ „Spitzen der Gesellschaft“.

land hätte sich die Familie zur Idealität, „zur höchsten Gestalt“ durchgebildet. Dies verdanke man dem „Urgefühl der Germanen, daß in dem Weibe etwas Heiliges sei“, mit der Folge, daß der Mann in der Frau Würde und Adel erspähe; in ihren Kindern achteten die Eltern „gleichfalls die Person“. (56ff.) Wohl verschweigt er nicht „die geheimen Leiden, Bitterkeiten und Anklagen jenes jugendlichen Alters“, die es auf seiten der Heranwachsenden zuvor gegeben habe. Er räumt ein – weiß also vom Wandel in der Familienkonstellation seiner Epoche: „Patriarchalischer, als jetzt, war mithin die Gewalt in der *ecclesia pressa* des damaligen deutschen Hauses.“ (88)

Seit seiner ersten Kindheit habe es ihn „leidenschaftlich zum Dramatischen hingezogen“ (98), ein Hang, den viele Autobiographien der Zeit bezeugen; daneben die Freude am Puppenspiel. An Dichtungen der Epoche fielen ihm recht früh Werke von Fouqué, Arnim, Brentano und Übriges in die Hand, „was dieser hyperromantischen Richtung angehörte“. (101) Später trat „die große deutsche Literatur“ hinzu, v.a.: Lessing, Klopstock, Wieland, Voß, Schiller, Goethe, Herder. (136)

Heine erklärt, es sei die Mutter gewesen, die in seiner „Entwicklungsgeschichte“ die „Hauptrolle“ innegehabt hätte. (188) Von gesunder Vernunft und Empfindung, habe nicht sie ihm „den Sinn für das Phantastische und die Romantik“ vererbt. (191) Als den Menschen, „den ich am meisten auf dieser Erde geliebt“, bezeichnete er seinen Vater. (216) Nach seiner Mutter beeinflusste seine „geistige Bildung“ am stärksten sein Onkel Simon de Geldern (195), der dem Jungen die schönsten, kostbarsten Werke schenkte. (198) Seine französischen Lehrer in Düsseldorf beschuldigte er, sie hätten in ihm „ein Vorurteil gegen die ganze französische Literatur“ hervorgerufen, vorzugsweise gegen die dichterische, am meisten aber gegen „das metrische System“ der Poesie (d.h. die Verslehre; 186). Es ist für Heine, einen Dichter mit dem Bewußtsein eines ‚outlaw‘, vielleicht nichts bezeichnender, als daß er den größten Einfluß auf seine künstlerische Entwicklung einem Menschenwesen zuschrieb, einer jungen Frau, welcher ihrerseits der ‚outlaw‘-Status zukam, war sie doch die Tochter des Scharfrichters, das rote „Sefchen“ genannt (Joseph):

Sie wußte viele alte Volkslieder und hat vielleicht bei mir den Sinn für diese Gattung geweckt, wie sie gewiß den größten Einfluß auf den erwachenden Poeten übte [...] (232)

Alexis hebt hervor: „Ich spreche von der Jugend, die ich kannte.“ Für deren antinapoleonischen Patriotismus macht er nicht zuletzt die ältere

Generation verantwortlich: „Unsere Väter und Mütter nährten das Feuer.“ (1840, S. 381) Die wichtigste persönliche Begegnung mit einem Repräsentanten der zeitgenössischen Literatur war für ihn die mit Goethe, den er zweimal besuchen durfte. (1839, S. 324-343) Vom Beginn seiner „Schriftstellerlaufbahn“ berichtet er, daß ihm ganz „das Bewußtsein des ungewöhnlichen Glückes“ gefehlt habe, „das den angehenden Schriftsteller, für den eine beifällige Notiznahme schon Lohn gewesen wäre, überschüttete“. (1839,303) Er bezieht sich auf den großen Erfolg seines Erstlingsromans *Walladmor*, einer Parodie, welche er unter dem Namen des Parodierten – keines anderen als Walter Scotts – in die Welt gehen ließ, des am höchsten gefeierten Autors jener Ära. Wie Immermann und Heine versuchte der junge Alexis sich als Dramatiker, und, auch darin den beiden Zeitgenossen gleich, ohne einen längerwährenden Erfolg. Für die deutschen Autorengenerationen seit Lessing benannte er als Motiv ihrer Bemühungen um die Bühne:

Der Mangel eines öffentlichen Lebens – sie waren sich dieses fehlenden Lebensprinzips nicht klar bewußt, aber das dunkle Gefühl des Entbehrens war da – trieb die ernstesten, tiefsten Geister, sobald sie sich aus der Einsamkeit der Gelehrtenstube emancipirt, zum Theater. (1842, S. 2)

Von einer Verletzung größten Maßes in einer Kinderseele zeugt die Jugendgeschichte von Goltz. An dem Ungeheuerlichen war in erster Linie der Mangel an Mutterliebe schuld. Auf einem Zettel hinterließ er eine mit griechischen Buchstaben geschriebene Notiz, die mit den Wörtern beginnt: „Mutterhaß – Kindshaß – [...]“ und in der er eine Vision vom Tode seiner Mutter erwähnt, auch seine furchtbare Ambivalenz. Es folgt zunächst die Bezeichnung: „die Mutter hat die Schwächen und Gebrechen des Kindes vor den übrigen Kindern stets lächerlich gemacht.“²⁶ Goltz überlegt inzwischen:

Wahrhaftig, die großen Leute könnten von den Kindern noch mehr profitieren als diese von ihnen, falls die Großen sich auf ihren wahren und unschuldigen Vorteil verständigen und ihre eigne Kindheit nicht so rasch vergäßen, daß sie hinterdrein keine andere mehr verstehen. (11)

War die Mutter die – nicht benannte – Adressatin dieser Ermahnung? Bald wurde das Kind dann – allzu frühzeitig – aus dem Elternhaus ge-

²⁶ So im Nachwort von Friedhelm Kemp, S. 306.

ben, eine ihm (der Ausdruck ist zu beachten!) „widerfahrene Ausrangierung aus der Familie [...], durch die ich mich über meine Jahre erwachsen fühlte“ (letzteres: Trotzreaktion). Als die Familie dann bei einem Besuch überdies heuchelte, sie wäre dem Selbstgefühl des Kindes niemals zu nahe getreten, reagierte dies mit einem Ausspruch, der die tiefe Tragik verrät: „*Ich bin ein fremder Junge*, ich brauch gar nicht bei euch zu sein.“²⁷ (135) Als offensichtliche Gegenreaktion bildete sich in ihm eine überbordende Liebe zum Leben, dem eigenen wie dem „in aller Kreatur“, heraus, mit der Folge, daß er sich gern auf die Erde warf und sie „als die Allmutter“ küßte. (64) Er empfand eine „natürliche Wahlverwandtschaft der Kinderseele zu den Elementen“ und verehrte „die elementarische Natur des Kindes, der Frauen und des echten Menschen-Genius, der zugleich ein Kinder- und Frauen-Genius ist“. (87) Zugleich sei „natürliches Menschentum“ in den Unterschichten noch erhalten.

(Es) ist die Wahrheit: daß in den sogenannten gemeinen Lebensarten, das heißt in den Daseins-, in den Empfindungs- und Vorstellungsweisen der Leute aus dem Volke, der Arbeits-, Bauers-, Dienst- und Handwerksleute, der Überrest von natürlicher Lebens- und Denkart eben konserviert wird, den die hochgebildete und gelahrte Welt fortwährend mehr absorbiert, und daß kein Mensch was Ordentliches und Herzhaftes von dem natürlichen Menschentum und Menschenschicksal in Erfahrung bringen kann, wenn er es nicht im herzlichen und ebenbürtig erachteten Umgange mit den niedern, den dienenden und handarbeitenden Klassen irgendwie an sich kommen läßt. (189)

²⁷ In der Dichtung der Zeit gibt es ebenfalls Schilderungen einer Jugend ohne Liebe, mehr noch: sogar einer Jugend, gegen die von den Eltern Aggressionen ausgeübt werden. Vgl. z.B.: Balzacs Roman *Le lys dans la vallée* (*Die Lilie im Tal*; 1835). Berlin: Ernst Rowohlt Verlag, o.J. (in: Gesammelte Werke). Darin die Fragen: „Welcher Künstler, der durch Kummer hindurchgegangen ist, wird uns eines Tages den erschütterndsten Trauergesang schenken, wer wird uns die Stürme schildern, die diejenigen Seelen schweigend erleiden, deren noch zarte Wurzeln nur auf harte Kieselsteine im heimatlichen Boden stoßen, deren erste Blütezeit von gehässigen Händen zerrissen und deren Blumen vom Frost ergriffen werden, im Augenblick, da sie sich öffnen? – Welcher Dichter wird uns von den Schmerzen des Kindes sprechen, für das sich die Muttermilch in Galle verwandelt und dessen Lächeln durch das verzehrende Feuer eines strengen Auges zurückgeschreckt wird?“ (8)

Wahrhaftig, wir sind einer höhern Freiheit und eines höhern Glückes im Staat wie in der Weltgeschichte nicht eher würdig und wert, als bis von uns mit der herzlichsten Selbstverleugnung in unserm Privat- und Familienleben eine größere Freiheit nach unten zu, bei Dienstboten, Pfllegebefohlenen und Untergebenen vorbereitet und verwirklicht sein wird. (269)

Die all-belebende Phantasie preisend, sowohl die im Erwachsenen tätige als auch die im Kinde, in welchem sie „ein himmlischer Genius“ sei (158), bekundet er, daß was auch immer „in meinen oder in meiner wahlverwandtschaftlichen Genossen poetischen Bereich kam“, alles „unsrer alles verwandelnden und bezwingenden *vis poetica* dienen“ mußte. „Alles ward uns zu allem, wir waren Zauberer [...] uns war alles lebendig. [...]“ (12) Niemals habe er „hernach so die Poesie des Lebendigen und Kreatürlichen erfaßt als in jener kindlichen Paradiesesunschuld und Glückseligkeit [...]“ (16) Künstlerische Anregungen empfing das Kind von Gemälden, nicht zuletzt Heiligenbildern, und auch von Skulpturen in katholischen Kirchen. (127f.) Einmal, erinnert er sich, hatte sein älterer Bruder einen heiligen Georg gemalt. (34) Alles in allem wurde die Phantasie der Kinder aber knapp gehalten, so sparsam wie möglich genährt: „Das eben gab ihr Fülle und Zeugungskraft.“²⁸ (35) Im Erwachsenenleben begnügte er sich mit einem Leben der Weltabgeschiedenheit als (deutsch) schreibender „Winkelphilosoph“ in Gollub in der polnischen Provinz. (zit. im Nachwort, S. 308)

Kügelgen lobt einen seiner lebensgeschichtlichen Augenblicke: „Es waren schöne Jugendtage [...]“ (230) Doch unter den hier vorgestellten Autoren ist es er, dessen Jugend auf die dramatischste Weise endete: Sein Vater fiel einem Verbrechen zum Opfer.²⁹ Mit dessen Mitteilung endet auch die Autobiographie des Sohnes. Unter psychiatrisch-psychologischem Aspekt bietet sie von allen hier herangezogenen Lebensgeschichten die auffälligste Symptomatik. Der Verfasser litt unter allerlei Phobien und sonstigen psychischen Ängsten. Er registriert: Tierphobie (wähnt einen Bären unter dem Elternbett, ein gespensterhaftes Kalb in

²⁸ Umgekehrt als im Zeitalter des Fernsehens (wie zuvor schon in dem der Presse, siehe die Kritik, die Karl Kraus daran übte).

²⁹ Am 27. März 1820. Einer der bekanntesten Mordfälle der Epoche. Siehe die Beschreibung des Vorgangs, die Willibald Alexis verfaßte: „Gerhard von Kügelgens Ermordung“. In: Ders./Julius Eduard Hitzig: *Das Gelöbnis der drei Diebe. Kriminalfälle des Neuen Pitaval*. Hg. Werner Liersch. 2. Aufl. Berlin: Das Neue Berlin, 1983. S. 203-231.

der Schlafkammer; 38f.); er verrät (ohne Benutzung des Ausdrucks:) Kastrationsangst, mit Verschiebung ‚von unten nach oben‘, z.B. in der Bemerkung: Man heiratet, „und man findet sein Täubchen als Geier wieder, der einem die Leber abfrißt“ (49); „Geisterpost“ à la Schillers „Geisterseher“ (325); Todesängste: „die Gespenster des Todes und der Verwesung folgten mir auf Schritt und Tritt“; seelische Erkrankungen, „so oft ich eine eingesargte Leiche sah“.³⁰ (339f.) Für seine letzten Lebensjahre bezeugten andere Beobachter „schwere geistige Anfechtungen“ des Leidenden. (626) Ähnlich wie Goltz scheint auch er in seiner Jugend darunter gelitten zu haben, daß es seiner Mutter an Kindesliebe mangelte. Wenigstens konnte sie diese nicht ausdrücken. (56) Ihr war es anzulasten, daß sie ihm etwas aufzwang, was er nicht mit seiner maskulinen Identität zu vereinbaren wußte: Sie ließ ihn – womöglich, um ihn von der (in der Epoche dämonisierten) Onanie unter Knaben fernzuhalten – in einer Mädchenschule unterrichten. (57) Für die Entstehung seines Künstlertums, das sich im Verlaufe seines Lebens allerdings als kaum hervorragend erwies, war am ehesten das Vorbild seines Vaters maßgebend, der einen hohen Ruf als Maler genoß, insbesondere als Porträtist (Goethe, Wieland u.a.; 81). Selber übte er früh bildnerische Tätigkeiten aus wie Zeichnen, Holzschnitzerei, Kneten und Papparbeiten (106). Hiermit begann sein eigener Weg, der ihn später u.a. über die konventionelle Station „Aktsaal“ führte. (591) Während der Kindheit beeindruckte ihn im Wohnzimmer der Mutter „ein schönes Bild [...] eine Kopie des berühmten Dresdner Raffael“, die sein Vater gemalt hatte; denn „unter dem himmelreinen Auge dieser Mutter Gottes sollten seine Kinder heranwachsen“ (109f.; der Ausdruck der Liebe im Auge der eigenen Mutter hätte wohl förderlicher gewirkt!). Das erste größere Prosawerk, das er las, war eine Geschichte der hl. Genovefa (von Christoph von Schmid, 1768-1854; 411f.). Auch Kügelgen lernte den berühmtesten deutschen Dichter der Epoche persönlich kennen, Goethe. Während der Kriegszeit sei dieser einmal eines Morgens „ganz zutraulich bei uns eingetreten“. (182)

Wie Ludwig Richters Sohn Heinrich angibt, waren Kügelgens *Jugend-erinnerungen* „von entscheidendem Einfluß“ auf die Entstehung der Autobiographie seines Vaters (XIV). Auch dieser spricht von der starken Wirkung, die religiöse Kunst auf ihn ausübte: so die Dresdner *Himmelfahrt*

³⁰ Seine übergroße Sensibilität führte ihn sympathischerweise auch zur Ablehnung der in den Scharen der Kosaken durchaus noch angewandten „Prügel-ekution“. (279)

Christi von Anton Raffael Mengs (1728-1779), so die Genovefa-Erzählung Christophs von Schmid (9f.). Die Autobiographie wie ebenso die Tagebücher bezeugen die Anstrengungen eines begabten Jugendlichen, sich zum Künstler auszubilden und ein hohes künstlerisches Ethos zu entwickeln. Zwei Belege für dies:

Nur im Strome einer großbewegten Zeit, in welcher ein Sehnen, Drängen und Ringen entsteht nach den höchsten Gütern des Daseins, nur in einer solchen können Geister sich entwickeln, welche die Kraft haben, die höchsten Ideen zu gestalten und den göttlichen Gestalten Fleisch und Blut zu verleihen. (106)

Schönheit, der Abglanz des göttlichen Geistes, wird in jedem Gewande die reinen Gemüter mächtig ergreifen und sie veredeln, indem sie das Göttliche auch in sich fühlen; deshalb ist gar nicht nötig, ja sogar nicht recht möglich, daß ein echtes Kunstwerk eine Moral enthalte. Moral ist für den Körper, der noch in der Sünde lebt, Schönheit aber zur Erweckung des göttlichen Funkens in unserem Geiste, der, so oft übertäubt, nur schläft, und dieser reine Funke, das Göttliche im Menschen, bedarf der Moral nicht. (529)

War das 19. Jahrhundert, in dem Ludwig Richter lebte und schuf, war der Vormärz eine großbewegte Zeit gleich der von ihm beschworenen? Zumindest lebte man in den Nachwehen großbewegter Zeiten, und konnte man nicht die eigene, den Vormärz, als solche begreifen, suchte man sie in der Ära davor, der napoleonischen, oder in früheren Jahrhunderten, vorzugsweise in der Renaissance. Immerhin regte der zeitgeschichtliche Stoff (Französische Revolution und Napoleon) zu immer neuer Gestaltung in der bildenden Kunst und Dichtung³¹ an. Richters Kunstauffassung aber ist eine Variation der romantischen und etwa mit Wackenroders vergleichbar.³² Ludwigs Vater, später als Professor an die Kunstakademie berufen, betätigte sich als Zeichner und Kupferstecher. Künstlerische Arbeit mit dem Kupfer hatte in der Familie Tradition; der Großvater stand in der Druckerstube an der Presse, ein Kupferdrucker von Beruf. (36) Als bald durfte der Junge dem Vater zur Hand gehen, indem er z.B. nach gewissen bunten Jahrmarktsbildern kopierte und arrangierte. (31) Auch zeichnete er Ansichten der Stadt Dresden und ihrer

³¹ Wo einige der Werke höchsten Ranges in der Kunstgeschichte der Menschheit entstanden, wie z.B. Balzacs *Menschliche Komödie* und Tolstois *Krieg und Frieden*.

³² Er las Schlegel, dazu „Tiecks und Wackenroders Kunstschriften“ (133).

Umgebung, die als Vorlagen für Radierungen dienten. (50f.) Mit Ludwigs Vater war der Landschaftsmaler Graff befreundet. Dieser instruierte den Sohn nun, etwa wie in der Malerei „eine Luft fertig zu bringen sei“. (54) Insgesamt bewertet er die Zustände, die in seiner Jugend herrschten, doch als in nicht geringem Maß einengend, und schwer sei es gewesen,

sich aus den Banden solcher durch Autorität und Tradition sanktionierter Irrtümer herauszuwinden. Ein dunkles Gefühl im Innern verlangte das einfach Wahre, Naturgemäße, und wo solches mir begegnete, wurde es auch richtig von mir empfunden und in mir angeregt [...]. (57)

Unter den literarischen Anregungen nennt Richter vor allem die Märchen und Volksbücher (34f.), zudem Plutarch und Salomon Geßner. (63) Auch als bildender Künstler lernte er den „*Geist der Poesie*“ als unentbehrlich schätzen. Vergewissern könne man sich seiner durch das Studium alter, bisher unbeachteter großer „Meister“. (133) So eröffnete er sich z.B. das Verständnis der Präraffaeliten, u.a. des Miniaturenmalers Libri (139) sowie der Altflorentiner Schule der Malerei, u.a. Fra Angelicos. (144f.) Etwas „ungläubig“, wie er gesteht, hörte er auch von einer „neuen Kunst-richtung“ und ihren Repräsentanten, den Nazarenern. (91) Als erstes bedeutendes Werk deutscher Baukunst sah und bewunderte er das Straßburger Münster. (75) In Paris „imponierten“ ihm am meisten die Gemälde „der neueren französischen Schule“, vornehmlich des Revolutionsmalers David (in bezug darauf nennt er nun sein früheres Urteil „ein sehr unreifes“. (97) Im Alter von etwa zwanzig war es ihm vergönnt, einen großzügigen Mäzen (Arnold) für sich zu gewinnen, der es ihm ermöglichte, sich in Ruhe dem Studium und seiner weiteren Ausbildung zu widmen. (115)

Für die Lebensgeschichte von Frauen im 19. Jahrhundert, die später als Künstlerinnen tätig wurden, nicht zuletzt für die weibliche Jugend im Vormärz, sind die Autobiographien von *Verfasserinnen* im Höchstmaß aufschlußreich, da sie die spezifischen Schwierigkeiten von *Mädchen* in der patriarchalisch geordneten Familie und einer Umgebung aufzeigen, welche in Grundzügen noch vormodern geprägt war. So resümierte Fanny Lewald: „Mitten in all der Liebe und dem Frieden nahm aber die Entwicklung der einzelnen Kinder ihren eigenen und nicht überall guten Weg.“³³ (58) Leben in der Familie des Vormärz hieß eben zuerst einmal:

³³ Details einer patriarchalischen Familienstruktur: S. 56ff. – Der „Hausstand“ umfaßte nicht weniger als 17 Personen: Eltern, 8 Kinder, drei „Commis“, ei-

sich der strengen Leitung des Elternhauses fügen, darüber hinaus noch derjenigen eines rigorosen eigenen Gewissens. Fanny hält dagegen:

Wer sich aber in der Jugend niemals gänzlich gehen läßt, wer sich nicht frei und sorglos dem Reize einer augenblicklichen Stimmung überläßt, wer sich nicht die Freiheit zuerkennt, auch einmal etwas Unüberlegtes zu tun, der bleibt ewig am eigenen Gängelbände, der verliert die Fähigkeit des Aufschwunges und büßt damit einen großen Teil seiner Ursprünglichkeit und seiner Glückesfähigkeit ein.³⁴ (152)

Außer unter den allgemeinen Grundbedingungen familialer Sozialisation im Vormärz litt Fanny jedoch unter zwei speziellen Faktoren, mit denen sie zu kämpfen hatte: der Zugehörigkeit ihrer Familie zum Judentum und ihrer Weiblichkeit:

[...] ich beneidete es schon lange allen Knaben, daß sie Knaben waren und studieren konnten, und ich hatte eine Art von Geringschätzung gegen die Frauen. (60)

Ihr Hauptwunsch war, ebenso zu lernen wie jene. Doch dem widersetzte sich die Mutter, die sich bemühte,

mich von der überwiegenden Neigung zum Lernen und von der Unlust an jeder häuslichen Arbeit, ja von jeder Arbeit, die nicht geistig war, zu heilen.

Sie empfand Verdruß über die Verpflichtung zur Hausarbeit, der Verdruß löste Klagen der Mutter vor dem Vater aus, was wiederum Fanny

nen Lehrling, eine Köchin, eine alte Kinderfrau, eine Amme (86). Zum ersten Male hatte Fanny ein Zimmer für sich allein während einer Reise mit dem Vater nach Berlin (133; vergleichbar aus dem 20. Jahrhundert: Virginia Woolf: *Ein Zimmer für sich allein*. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1998). Kein Zufall, daß Fannys Vater unter den Dichtungen Goethes das Drama *Die natürliche Tochter* favorisierte, welches das junge Mädchen „gänzlich kalt“ ließ: „Die langen Gespräche, bei denen nach meiner Meinung alles nur darauf hinauslief, daß ein unglückliches Mädchen sich ohne seine Neigung verheiratete, zogen mich nicht an, und da die Jugend und das reife Alter sehr verschiedene Ideale haben und die Jugend sich glücklicherweise noch nicht auf sittliches Transigieren versteht, so flößte mir Eugenie mit ihrer Resignation eigentlich nur Widerwillen ein.“ (94; „transigieren“ = „(faule) Kompromisse schließen“).

³⁴ Dies war bereits ein Grundprinzip der progressiven Pädagogik eines Martin Luther!

„mißbütig gegen die Mutter“ stimmte. (68f.) Hätte nun diese an ihrer Einstellung gegenüber der Tochter konsequent festgehalten, wäre diese damit „fertig“ geworden. Doch schwankte jene, und plötzlich bezeigte sie neuerlich „die alte große Freude über meine Begabung und mein Wissen“. Fanny fand niemals „zu dem richtigen Verhältnis“ zu ihr, da die Mutter „keinerlei Bewußtsein von der Eifersucht“ hatte, „die sie gegen meine ganze Entwicklung fühlte“. Sie wie die übrigen Familienmitglieder suchten die Schuld einzig bei der Tochter, ohne Einsicht, „wieviel Unrecht, wieviel empfindliche Verletzungen ich von der Mutter“ erduldeten (78f.).³⁵

Es war nicht von Anfang an voraussehbar, daß Fanny sich dennoch aus all diesen Schwierigkeiten herauswinden würde. Auch gelang es ihr endlich nur durch die Wahl des Berufs – der freien Autorin. Ihre Interessen richteten sich früh schon auf die Weltgeschichte, das Märchen sowie die Dichtung. Um ihr geistige Nahrung zuzuführen, leistete das Elternhaus ihr nun allerdings großzügig Vorschub, indem man ihr so viele Bücher überließ, wie sie nur verlangte. (55) Noch nicht sechzehn, liest sie Kant (seine „Anthropologie“; 109). Später kamen hinzu: die Klassiker, die Romantiker, von Schriftstellern der damaligen Moderne: Börne und Heine und die berühmten zeitgenössischen Franzosen: Balzac, Hugo, George Sand usw. (145-148) Außerdem genoß sie Werke der Architektur und bildenden Künste, „eine Offenbarung für mein ganzes Leben“. (136) Den ersten bedeutsamen Schreibauftrag erhielt sie von einem Verwandten, ihrem Cousin August Lewald. (192) Sie wendet sich der erzählenden Prosa zu, verfaßt Romane: *Clementine*, *Jenny*, worin sie die Probleme weiblicher Existenz ins Zentrum rückt. (210 u. 217) Ihr

³⁵ Aus alledem erklärt sich sehr gut Fannys Kritik daran, „daß man den Frauen auch heute noch jene gründliche, wissenschaftliche Schulbildung, jene Erziehung für ihren Beruf versagt, welche man für die Männer aller Stände und Berufstätigkeiten mehr oder weniger als eine unerläßliche Notwendigkeit betrachtet“. (149) Einem dermaßen ungebildeten Geschöpf könne auch nicht dadurch geholfen werden, „daß sich ein Mann gefunden, der es zu seinem Weibe macht“. (150) Daraus resultiert Fannys Forderung der Emanzipation der Frau, die individuelle, „die ich für mich selbst erstrebt und errungen habe“, „die Emanzipation zur Arbeit, zu ernster Arbeit“. (151) Die Frau müsse „erwerben“, dazu „über ihren Erwerb frei verfügen“. (181) Emanzipation schließe indessen nicht den Glauben „an eine hohe Liebe und an eine ideale Ehe“ aus (169), zumal sie „die Ehe für den einzigen Weg“ halte, „der den Menschen zu der größten Vollkommenheit führe, die seiner Individualität möglich“ sei (211).

höchster Lohn für ihre Dichtungen bestand darin, „wenn mein Vater Freude an mir und meinen Arbeiten bezeugte“. (229)

Gutzkow reflektiert über die Aufmunterung, die ihm in der Kindheit in prekären lebensgeschichtlichen Momenten „der mit Liebe und kindlicher Inbrunst erfaßte Gottesgedanke“ bot. Es habe aber auch darin „eine Erhebung“ gelegen, „daß der Knabe [...] so vielerlei schwarzen Schicksalsschlag bemerkte“. In der Stadt wurde über manche Unglücksfälle geflüstert. „Das Wort: Bankrott! weckte dem Knaben erschütternde Vorstellungen wie vom namenlosesten Menschenweh.“ (293f.) Hier, in Berlin, langten die mißlichsten Folgeerscheinungen des (Handels-)Kapitalismus bereits bis in das Seelenleben städtischer Kinder. Der Vater war es, an dem der Knabe ein spezifisches Talent wahrnahm: „Denn erzählen konnte der Vater! Erzählen!“ Durch ihn lernte der Sohn Landschaften kennen, die er selber nie gesehen hatte, und nirgends anders „als aus der Erzählerphantasie des Vaters“ stammte ein gut Teil der inneren Bilderwelt des Heranwachsenden. (40f.) Als seine früheste Lektüre benennt er die religiöse: Bibel, Gesangbuch, „eine alte Hauspostille“ von 1740. (168f.) Möglichkeiten, sich der Sphäre der Kunst und des Künstlerischen anzunähern, boten das Puppenspiel und das Theater, es war der Weg Wilhelm Meisters. (251) Zunächst jedoch hegte er einen Berufswunsch anderer Art. Ihn äußerte er lebhaft, weil er damit die Zumutung, eine Schule zu besuchen, vermeintlich am besten abwehren konnte: „Ich werde ein Bildhauer. Was brauchte ein Bildhauer in die Schule zu gehen?“ (142)

Hebbel erinnert sich, daß bereits „in der frühesten Zeit [...] die Phantasie außerordentlich stark in mir“ war. Darin Kugelgen nicht unähnlich, litt er an Angstvorstellungen und Phobien. Sehr zu Recht differenziert er „zwischen der unbestimmten, allgemeinen Furcht, die allen Kindern ohne Ausnahme eigen ist“, sowie „einer gesteigerten, die ihre Angstgebilde in schneidend scharfen Formen verkörpert“. Für die zweite Variante wird die spätere Psychologie den Begriff der „Kindheitsneurose“ verwenden, und es gibt keinen Zweifel, daß Hebbel in seiner Darstellung typische Elemente einer solchen überliefert, z.B.:

Ich konnte keinen Knochen sehen und begrub auch den kleinsten, der sich in unserem Gärtchen entdecken ließ, ja ich merzte später in Susannas Schule das Wort Rippe mit den Nägeln aus meinem Katechismus aus [...] (202)

Als Kern seiner Neurose läßt sich der Kastrationskomplex fassen, was eine extrem panische Reaktion zeigt, die er ausführlich beschreibt: Eine

Bäckersfrau schenkt ihm einen alten Nußknacker. Er trägt ihn vergnügt nach Hause, als der Nußknacker „den Rachen öffnet und [...] seine grimmigen weißen Zähne zeigt“. Wie gehetzt läuft der Knabe davon. (203) Dem Vater wurde die Gabe nachgesagt, „Märchen zu erzählen“, doch ließ er sich damit „viele Jahre“ nicht vor den Kindern hören, „ehe wir sie mit eigenen Ohren kennen lernten“. (188) Immerhin fand sich bis dahin ein glänzender Ersatz: Die Frau eines Tagelöhners, Meta, kam ins Haus und erzählte den Kindern „Hexen- und Spukgeschichten, die aus ihrem Munde eindringlicher, wie aus jedem anderen, klangen“. (190)

Hermann Kurz nahm in seiner Jugend „ein geheimnisvolles Heiligtum“ im Elternhaus seiner Mutter wahr, eine „Quelle [...] verborgenen Lebens“: eine Druckerei. Sie gehörte dem „alten Buchdruckerherrn, denn diesen wohlachtbaren Titel führte der Großvater“. (13) Damit kam der Enkel sehr früh in Berührung mit dem Erzeugnis, das jener herstellte: dem Buch, auch mit Schriften, gedruckten Reden usw. Als eine in „einer glücklichen Stunde“ aufgefundene Lektüre benennt er altdeutsche Erzählungen der Benedikte Naubert (1756-1819). Sie sei „durch ihre bekannte Einwirkung auf Walter Scott [...] gewissermaßen die Ahnfrau dieser Gattung geworden“. (31f.) Hier schließt er, der später selber Geschichtsromane verfaßte, ein Lob des historischen Romans an. Dieser habe

in der Lesewelt den Sinn für die Geschichte und in der Geschichtsschreibung selbst den Sinn für das früher vernachlässigte Menschen- und Volksleben in der Geschichte, für dasjenige Element, das man erst jetzt das kulturgeschichtliche heißt, geweckt. (32)

Es verwundert danach nicht, daß der Knabe, so vorbereitet, aus der ihm damals zugänglichen Romanliteratur „den mächtigsten Eindruck“ von Hauffs *Lichtenstein* empfing. (34) Sein „Hauptschatz“ bestand jedoch „in den geliebten Volksbüchern“, unter denen er den *Fortunatus* am höchsten stellte. (71)

Gerok fügte seinen Jugenderinnerungen ein eigenes Kapitel ein: „Die schönen Künste“, worin er eines wesentlichen Pläsiers seiner Kindheit gedenkt: des Umgangs mit dem „Farbkästchen“ (Tuschkasten), mit Bilderbogen, deren Schwarz-Weiß-Darstellungen bunt ausgemalt werden konnten, sowie des Zeichnens. (44-47) An sonstigen künstlerischen Betätigungen benennt er das Laienspiel. (108) Die „Märchenpoesie“ führte aber erst er selber, um seine jüngeren Geschwister zu erfreuen, in die Kinderstube ein: Hauff, Brüder Grimm, Bechstein, Houwald u.a. (50) Später beeindruckten ihn Cooper und, mehr noch, Scott. Im Kleider-

schränk seiner Mutter entdeckte er Karoline Pichlers *Agathokles* (1808) sowie mehrere Jahrgänge eines *Frauentaschenbuches* von Fouqué. Darin präsentierte sich „die zahme, aber höchst edle, sittige und fromme Romantik der zwanziger Jahre“. (165) Für eine Weile stand er unter dem Einfluß der Lyrik Heinrich Heines (152). Später äußert er seine Distanz zu dieser und zum Jungen Deutschland, seine Ablehnung pastoral begründend: „die Emanzipation des Fleisches auf die Fahne geschrieben zu sehen, widerte mich nicht nur sittlich, sondern auch ästhetisch an“. ³⁶ (259) Mit eigener poetischer Produktion begann er als Kind während seiner Malsitzungen, indem er „im Kopf irgend eine Novelle oder Rittergeschichte“ dazu „dichtete“. (164) Später versuchte er sich an Balladen, Sagen und Märchen und plante ein Ritterepos und einen Novellenkranz. (194ff.)

In Freytags Elternhaus war es die Mutter, die „von einer gewissen künstlerischen Begabung, erfindungsreich und anschlänglich“ war. (451) Unter dem Eindruck von Campes *Robinson*-Bearbeitung fing der junge Gustav mit ungefähr zehn Jahren seinen ersten Roman an, eine Robinsonade. (474) Ihn regt stark auch „die Bühne einer wandernden Gesellschaft“ an, die in seiner Heimatstadt (Kreuzburg/Schlesien) Station machte. In diesem Zusammenhang bringt Freytag eine kleine Betrachtung, worin er die Funktion des Theaters in der Jugendbildung umreißt:

Ganz dieselbe Einführung in dramatischen (!) Wirkungen haben fast alle meine literarischen Zeitgenossen erfahren, welche in dem deutschen Stilleben von 1815-1840 heranwuchsen. Für die Jugendbildung dieser Zeit ist das kleine Stadttheater ebenso bedeutsam, wie die Einwirkung des Lauchstädter auf die Studierenden des früheren Geschlechtes war. Was freilich den jungen Zuschauer am meisten förderte, waren nicht die großen Effekte, durch welche die Phantasie am heftigsten erregt wurde, sondern die faßliche Darstellung der Menschenwelt, der verständliche Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe, Sprache und Verkehr der

³⁶ Hier ist wieder einmal eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit der Rezeptionsgeschichte des Werks von Heine zu beobachten: Während in Deutschland vielfach die Ablehnung, sogar die entrüstetste, überwog – die von Gerok geäußerte ist da noch verhältnismäßig milde –, überwog im Ausland die Anerkennung, oft eine enthusiastische. So liest man in Andersens Erinnerungen: „Heinrich Heine war kürzlich in der Literatur hervorgetreten, seine Gedichte begeisterten und erhoben das Gemüt.“ Es seien in seiner Jugend lediglich drei Schriftsteller gewesen, „in denen ich zeitweilig ganz gelebt habe: Walter Scott, Hoffmann und Heinrich Heine“. (110f.)

verschiedenen Lebenskreise, die Besonderheiten der Charaktere(,) auch Vortrag, Gebärde, Trachten, selbst bei einer unvollkommenen Darstellung. Von solchem Erwerb gibt sich das Kind keine Rechenschaft, er ruht ihm in der Seele gleich den Beobachtungen des eigenen Tageslebens, aber er beeinflußt ihm fortan Urteil, Verständnis der Dinge, das eigene Benehmen. (477)

Die Eltern erzählten beide. Der Vater berichtete „viel aus seinem Leben“, die Mutter hingegen vermittelte am liebsten eigene Lesefrüchte. (481) Sie selber las gern in den *Stunden der Andacht* (Zschokke). Märchen waren keine Favoriten, Schiller und Goethe ebenfalls nicht. Auf sie stieß Gustav erst recht spät. In die Lücke trat die Trivilliteratur der Epoche: Lafontaine (1758-1831), Iffland (1759-1814), Claren (1771-1854) u.a. Als seine „Hausfreunde“ empfand er Scott und Cooper (481f. u. 492f.). Auch bei ihm stößt man auf die Ablehnung des Jungen Deutschlands, wenn er Heinrich Laube charakterisiert, der „immer noch für einen Führer der jungdeutschen Richtung“ gegolten habe, mit „Vorliebe für französischen Geist“. Doch sei in Wahrheit „der gesamte jungdeutsche Trödel nicht seiner (Laubes – W.B.) Natur gemäß gewesen“. (556) In der Leitung der Zeitschrift *Die Grenzboten* inaugurierte Freytag die

feste und strenge Kritik aller der ungesunden Richtungen, welche durch die jungdeutsche Abhängigkeit von französischer Bildung und durch die Willkür der alten Romantik in die Seelen der Deutschen gekommen waren.³⁷ (575)

Für Malwida von Meysenbugs spätere künstlerische Laufbahn war die Mutter entscheidend, „die sich damit beschäftigte, die künstlerischen

³⁷ Freytag deutet in seiner Autobiographie an, daß seine Jugend nahe der Grenze dazu geführt habe, seine Vorliebe für „die deutsche Art“ zu stärken (wenigstens könnte sein pejoratives Polenbild, u.a. in seinem Erfolgsroman *Soll und Haben*, mit seiner Herkunft in Zusammenhang gebracht werden). Daß hier aber keinerlei Gesetz waltet, erweisen etwa die Kindheitserinnerungen Maries von Ebner-Eschenbach. Ihre frühen Jahre standen unter dem Schutz böhmischer Mägde und Frauen. Sie wuchs in einer mehrsprachigen Region auf (Mähren). Sie schreibt: „Es kam mir nicht vor, daß meine Gedanken gebürtige Deutsche wären Als kleine Kinder hatten wir fast nur Böhmisches und später dann fast nur Französisches gesprochen – und die Sprache, die wir reden, ist doch die, in der wir denken.“ Sie faßte zwar den Entschluß, „mir die deutsche Sprache als meine Denksprache anzugewöhnen“ (640), konnte sich aber in keiner Weise jemals dazu verstehen, dem Nationalismus Avancen zu machen.

Neigungen in uns zu wecken“. Ihre „Geistesrichtung gehörte jener geistigen Mitte der Zeit an, zu welcher die Humboldts, Rahel, Schleiermacher, die Schlegels“ u.a. zählten. Malwida nennt diese Richtung „zugleich liberal, patriotisch und philosophisch“, mit einer „Beimischung von dem Mystizismus“ der Romantischen Schule. (1,11) Als ihre primären Bildungsmächte bezeichnet Malwida die Natur und das Buch, mehr noch das letztere, wohingegen „der Anteil der Natur an der Erziehung“ hätte größer sein sollen. „Ich konnte kein Buch sehen, ohne mich dessen zu bemächtigen“, und war ihr dies gelungen, vergaß sie „die wirkliche Welt über die der Phantasie“. (1,20) „Ich flüchtete mich mit doppeltem Entzücken in das Land der Träume und der Erfindung.“ Dazu war das Puppentheater ein geeignetes Mittel. „Ich träumte nur eins: eine grosse Künstlerin zu werden.“ (1,24) Ihre höchste Sympathie galt den Helden und Charakteren „der alten, besonders der griechischen Geschichte“, und sie gesteht: „der Kultus der Heroen“ sei „die wahre Religion meiner Kindheit“ gewesen. (1,25f.) Sie begeisterte sich für die Schriften zweier Schriftstellerinnen: Bettina und Rahel (77) und entdeckte für sich die Dichtung eines Autors, der damals fast vollkommen vergessen war, Hölderlins. (1,203) Von unabschätzbare Wichtigkeit wurde für sie die Gedankenwelt Ludwig Feuerbachs. Durch ihn lernte sie, daß die Offenbarungsreligion ein „Joch“ sei, durch welches der menschliche Gedanke gefangen gehalten werde. (1,267) Während der Zeit der Revolution von 1848 beschlossen ihre Schwester und sie, „dass eine von uns gehen und selbst ihr Brot erwerben müsse“. Malwida hatte ursprünglich an die Malerei gedacht. Inzwischen hoffte sie, „dass ich eines Tages etwas würde schreiben können.“ (1,218f.)

Fontane nominiert als seine wichtigsten Bildungsmächte seine Eltern. Beide hielten sie auf „Hausanstand“, beide waren sie „von einer vorbildlichen Gesinnung, die Mutter unbedingt“, mit einer kleinen Einschränkung der Vater, der diese doch auch wieder durch seine Humanität ausglich. (143) Einen besonderen Anteil seiner literarischen Bildung verdankte der Dichter einem Predigtamtskandidaten, Knoop, dem Sohn eines Lotsenkommandeurs. Bei diesem mußte man neben Bibelkapiteln vor allem die Balladen Schillers auswendig lernen. Also könne nichts die Tatsache „aus der Welt schaffen, daß ich ihm und nur ihm allein die Totalkenntnis der Schillerschen Balladen verdanke“. (138ff.) Der Vater war in seinem Element, „wenn es sich um übermütige, gelegentlich die verwegenen Themata streifende Wortkämpfe mit den jungen Frauen handelte“.

Ich habe diese Neigung, in scherzhaftem Tone mit Damen in dif-
fizile Debatten einzutreten, von ihm geerbt, ja, diese Neigung so-
gar in meine Schreibweise mit herübergenommen, und wenn ich
entsprechende Szenen in meinen Romanen und kleinen Erzäh-
lungen lese, so ist es mir mitunter, als hörte ich meinen Vater
sprechen. (86)

In der Kindheit Maries von Ebner-Eschenbachs wirkte das entschei-
dende Faktum lange nach: der frühe Verlust der Mutter. Jetzt kam es darauf
an, welchen „Ersatz“ ihr das ‚Schicksal‘ zubilligte – es schenkte ihr „den
denkbar besten [...] die liebeichste und gütigste Stiefmutter“. Hinzu ka-
men: als zweite Schutzgottheit eine vortreffliche Großmutter (die Mutter
der Stiefmutter), als dritte eine Kinderfrau, Josefa Navratil, genannt Pe-
pinka, und als vierte fungierte immer noch die ehemalige Amme, Ani-
scha. (553ff.) Als auch die Stiefmutter nach wenigen Jahren starb, heira-
tete Maries Vater zum dritten Male: eine Gräfin Kolowrat, wiederum
eine liebeiche Ersatzmutter. Den tschechischen Behüterinnen ihrer
Kindheit setzte Marie später ein Denkmal in Gestalt ihres Romans
Božena (1876), worin die Titelfigur eine böhmische Magd ist. Wie in den
Erinnerungen Fanny Lewalds bekundet sich auch in Maries der Wider-
stand gegen die aufgenötigte weibliche Rolle; die Aufzwingung der Be-
fassung mit ‚weiblichen Handarbeiten‘ versuchte sie abzuwehren, inson-
derheit das Stricken erschien ihr als vollendete „Schmach“. (581) Ein
Glück in Maries Kinderstube war eine Person, der ein hohes „Erzähler-
talent“ eignete, Anischa:

Wie verstand sie zu schildern, zu spannen, ihre Phantasiegebilde
klar und lebendig hinzustellen, sie aufsteigen, vorüberschweben,
entschwinden zu lassen! (558)

Die zweite Stiefmutter malte und sang und las den Kindern Poesien vor,
z.B. Anastasius Grüns Versepos „Der letzte Ritter“. ³⁸ Andere dichter-
sche, literarische Eindrücke kamen hinzu: Sage, Geschichte, Märchen
(sie benennt v.a.: Perrault, 1628-1703; 597). Dann beginnt sie, eigene
Verse und Prosa niederzuschreiben, sauber in sehr kleine Hefte, „die ich
selbst verfertigte, und von denen ich immer mehrere Exemplare in mei-
ner Tasche trug“. (626) In den Augen der Großmutter ist ihre „Absicht,
eine Dichterin zu werden, [...] etwas Unrechtes und Sündhaftes“, ein
„Übel [...] ein unheilbares“. (633) Zuvor, in ihrem neunten Lebensjahr

³⁸ Vgl.: Moritz Necker. *Marie von Ebner-Eschenbach. Nach ihren Werken geschildert.*
Leipzig u. Wien: Georg Heinrich Meyer, 1900. S. XXI.

war sie, zusamt ihrer älteren Schwester, in Wiener Theater mitgenommen worden, ins Karl-Theater (vormals: Kasperl-Theater) und ins Theater an der Wien (u.a. zu einer Raimund-Aufführung). Folge: „Ich wurde unerschöpflich in der Erfindung von Theaterstücken“, die sie allerdings nicht aufschrieb, sondern nur ihrer Schwester und beider Freundinnen erzählte. (627) Als das „vielleicht denkwürdigste Ereignis meiner Kinderjahre“ hält sie fest, daß „Mama“ ihr zum elften Geburtstag Schillers sämtliche Werke (in einem Bande) schenkte. (657) Auch nahmen die Eltern die Töchter in der nächsten Spielzeit ins Burgtheater mit (Aufführungen von Dramen Grillparzers, Schillers, Shakespeares, Lessings; 659). Sie rühmt, dem Burgtheater „verdanke ich die Grundlage zu meiner ästhetischen Erziehung“. (661) Als Marie im dreizehnten Jahre stand, führten die Eltern einen Freund der Familie ins Haus ein, Josef Fladung. Dieser sprach aus eigenem Antrieb, „ohne mein Wissen“, mit Mariens Eltern und machte sie darauf aufmerksam, „daß er Talent zur Poesie in mir entdeckt habe, und riet, es zu pflegen“. (679) Natürlich konnte sie es nicht unterlassen, schließlich eigene Stücke auszusinnen und niederzuschreiben. Wie die moderne Literatur und Literaturforschung wissen, geht der Abfassung dichterischer Werke regulär eine Vorstellung voraus, eine „Vision“ der Dichtung (Ricarda Huch) bzw. die „Opus-Phantasie“ (Peter von Matt). Diesen Vorgang bezeugt Marie von Ebner-Eschenbachs Autographie gegen Ende hin wünschenswert deutlich: „Mein Stück‘ leuchtete vor mir im reinen Glanze eines Phantasiegebildes, an das die gestaltende Hand noch nicht gelegt wurde.“ (722)

Ebers beruft sich am Anfang seiner Autobiographie auf ein Wort seiner Mutter, Fanny Ebers, daß „Nachgeborene *GlücksKinder*“ seien, und spricht von dem alles überragenden „Einfluß“ der Mutter auf seine vier Geschwister und ihn, bevorzugt auf ihn, „dem es auch später vergönnt sein sollte, am längsten in enger Vereinigung mit ihr zu leben“. (2f.) In der Sicht des Sohns war „sie die schönste und zugleich die beste der Frauen“, in Berlin zur damaligen Zeit „eine der am lebhaftesten gefeierten Frauen“, benannt die „schöne Holländerin“. (4 u. 7) Eine Reise mit der Mutter in deren Heimat Holland bildete für den Vierjährigen die erste Zäsur in seiner Kindheit. (38) Allerdings verkehrte damals noch keine Eisenbahn in die Niederlande. (36)³⁹ Der Haushalt, in dem Georg aufwuchs, zeugte von Wohlstand und war großzügig ausgestattet. Außer der

³⁹ In diesem Zusammenhang liefert der Autobiograph eine höchst interessante Auflistung der technischen Neuerungen, die in seine Lebenszeit gefallen waren, und vergleicht sie mit dem älteren Stand der Technik. (33-36)

Mutter und ihren fünf Kindern gehörten dazu: mehrere weibliche Dienstmädchen, eine Erzieherin und ein männliches Faktotum. (11) Der Vater hatte zum Kreis der Förderer des Königsstädter Theaters gehört und freundschaftliche Beziehungen mit dem Dramatiker und Schauspieler Karl von Holtei unterhalte. (4) Zum gesellschaftlichen Umkreis der Familie zählten: Alexander von Humboldt, Rauch, Schleiermacher und Hegel (mit diesem hatte Fanny Karten gespielt; 7). Die Mutter liebte es, dem Kleinen am Morgen in ihrem Schlafzimmer Märchen zu erzählen, wobei er „auf das warme Lager“ kletterte. Aus der Erzählung der Märchen entwickelten sich Spiele, und während Fanny den bösen Wolf oder die böse Stiefmutter gab, übernahm Georg die weiblichen Rollen, Rotkäppchen und Schneewittchen. Kindliche Phantasie bezog reichliche Nahrung aus dem Zuhören und Spiel. Aus diesem bildete sich der Junge „eine eigene Märchenwelt“. (14f.) Daraus seien seine „selbsterdachten Erzählungen“ entstanden (18). Es kamen hinzu: „die Speckterschen Fabeln“⁴⁰ und die Geschichten, die der Hauslehrer einer befreundeten Familie beisteuerte; außerdem von Schwab *Die schönsten Sagen des klassischen Altertums* (zuerst 1838/40; 57f.). Auch Werke der Bildhauerei und der Malerei beeindruckten ihn stark (65ff.). Die Lieder, die man die Schüler in der Schule neben Chorälen singen ließ, waren fast ausnahmslos „Kriegs- und Soldatenlieder, die sich auf die Heldentaten der Preußen, ihrer Fürsten und Paladine bezogen“. Daneben wurde ein streng borussisches Geschichtsbild vermittelt, das der Verfasser sich bis in seine Erwachsenenjahre bewahrte und wohl niemals kritisch befragte.⁴¹ (94f.) Immerhin hörte Ebers, wie er überliefert, von Schulkameraden durchaus auch Parodien wie diese auf das *Preußenlied*:

⁴⁰ Gemeint: Wilhelm Hey (1789-1854). *Fünfzig (!) Fabeln für Kinder*. Sie wurden von dem Zeichner und Maler Otto Speckter (1807-1871) illustriert. Neuausg. (Faksimile): 2. Aufl. Dortmund: Die bibliophilen Taschenbücher, 1978. (Folgeband: *Noch fünfzig Fabeln für Kinder*.)

⁴¹ Vgl. des Verfassers Kommentierung: „[...] und welcher deutsche Staat hätte sich auch einer schöneren, stolzeren Geschichte zu rühmen als das unter seinen Hohenzollern aus kleinen Anfängen durch eigene Tüchtigkeit, Pflichttreue, Tapferkeit und opferwillige Vaterlandsliebe zur höchsten Macht gediehene Preußen?“ (94) Damit sind Äußerungen anderer preußischer Zeitgenossen wie Heinrich Heine, Karl Marx u.a. zu vergleichen.

Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?
 Sie kämpfen zwischen Finsternis und Licht!⁴²
 Daß für die Freiheit meine Väter starben,
 Das merkte ich bis heut wahrhaftig nicht. (95)

Anhang: Bibliographie (kommentiert)

Aus Gründen des Raumes fehlen hier Angaben zu der sehr umfangreichen Forschungsliteratur, sowohl der allgemeinen zur Autobiographie und ihrer Geschichte als auch solcher zum Vormärz und zu den einzelnen Autorinnen und Autoren. (Wo in wenigen Fällen wirklich eine Angabe zur Forschung unabweislich erschien, steht sie in der Fußnote.)

Die ausgewählten Autobiographien enthalten immer die Darstellung einer individuellen Jugend im Vormärz. Darunter befinden sich längere, z.T. verhältnismäßig detaillierte Ausführungen, in denen nicht selten auf die *Entwicklung* der heranwachsenden Person abgezielt wird, sowie andere, sogar sehr kurze Texte, die nicht über einige verstreute Anmerkungen zur Jugendgeschichte des Autors hinausgehen, manchmal nur eine Handvoll Fakten sowie Anekdoten zusammenraffend. Die vormärzlichen Jugendgeschichten der Verfasserinnen und Verfasser bieten nicht nur inhaltlich höchst Unterschiedliches, sondern sind auch in einer je unterschiedlichen Form erhalten: als Aufsatzfolge (Alexis) oder ursprüngliche Artikelsammlung (Gerok), als Bestandteil einer Anthologie mit Erzählungen (Kurz), als Teilstück einer durcherzählten Lebensgeschichte, die dann weiter reicht als bis zum Ende des Vormärz (z.B. Malwida von Meysenbug), sowie als geschlossenes Erzählwerk (z.B. Ebner-Eschenbach).

Das Problem des Verfassers der vorliegenden Abhandlung war die Menge des Materials. Auch aus Gründen des Raumes wurde auf einige lange Darstellungen verzichtet, z.B.: Holtei (1798-1880): *Vierzig Jahre* (zuerst in 8 Bänden, 1843/50); August Heinrich Hoffmann von Fallersleben (1798-1874): *Mein Leben* (6 Bände, 1868/70); Richard Wagner (1813-1883): *Mein Leben* (zuerst 1911; neue Ausg.: hg. C. Coler in 2 Bänden, 1958). Eine lange, mammothaft anmutende deutsche Autobiographie aus dem 19. Jahrhundert (ca. 2000 S.!) rührt von Johann Konrad Friederich her (1789-1858). Auch in ihr findet sich, neben einer Schilde-

⁴² Schwarz und Weiß.

rung der Erlebnisse des Autors in der Ära Napoleons, eine Darstellung der Vita des Autors im Vormärz (an dessen Beginn der Autor aber bereits 26 Jahre zählte).⁴³

Als Vorlagen dienen in dieser Untersuchung: Erstausgaben; spätere Ausgaben (ungekürzt); in mehreren Fällen die Editionen von Wissenschaftlerinnen oder Wissenschaftlern, die durch die von ihnen vorgenommenen Kürzungen z.T. vorzügliche Arbeit leisteten, so daß ich diese Ausgaben mit Dank für die sorgfältige Vorarbeit benutzen konnte; Neudrucke in den Ausgaben gesammelter Werke (auch z.T. gelegentlich mit Kürzungen bzw. in Auswahl).

Im folgenden hebe ich zweierlei besonders hervor: beschriebene Zeit (die immer die Vormärz-Jugendgeschichte enthalten muß) und Schreibzeit (Vormärz/Nachmärz/deutsche Kaiserzeit usw.).

- Karl Immermann (1796-1840): *Memorabilien*. Verfaßt im Vormärz bis 1840. EA 1840/44. Beschriebene Zeit: 1806ff. Streckenweise mit dem Charakter einer quasi soziologischen Analyse. Ausg.: Nach dem Text der EA, mit einem Nachwort von Erwin Laaths. München: Winkler, 1966 (Kürzungen). Besonderer Beachtung wert u.a. auch: Des Verfassers Reflexionen über die Emanzipation der Frauen, S. 78-82.
- Heinrich Heine (1797-1856): *Memoiren*. Verfaßt im Nachmärz (um 1854). Von Heines Erben erheblich verstümmelt; eine Vormärz-Fassung seiner selbstbiographischen Aufzeichnungen (1837ff.) ist vom Autor größtenteils verbrannt worden. Beschrieben: Einige Jugenderlebnisse in Düsseldorf; Elternhaus, der Onkel Simon de Geldern, das rote „Sefchen“. – Ausg.: Heinrich Heine: *Werke und Briefe in zehn Bänden*. Hg. Hans Kaufmann. Berlin: Aufbau 1961/64. 7,181-241.
- Willibald Alexis (1798-1871): Die Memoiren dieses Verfassers erschienen bei seinen Lebzeiten nicht als zusammenhängender Text, sondern als Bruchstücke unter verschiedenen Titeln; doch könnte man sie sich allesamt unter dem Titel von 1839 (*Drei Blätter aus meinen Erinnerungen*), mit Weglassung der „drei“ denken. Von den sieben Bruchstücken widmete er nicht weniger als fünf seinen eigenen Erlebnissen während

⁴³ Sie ist von mir kürzlich analysiert worden: „Beide Nationen kenne ich genau, beide Länder sind gewissermaßen mein Vaterland, beide Völker meine Landsleute.“ Ein Deutscher als napoleonischer Offizier, als Schriftsteller sowie als „Auswanderer“ in Frankreich: Johann Konrad Friederich (1789-1858).“ *Forum Vormärz/Forschung, Jahrbuch 10* (2004). S. 209-265.

der napoleonischen Ära (1837: 1806; 1840: 1813, 1844/46: 1815); die übrigen den Anfängen seiner Schriftstellerlaufbahn im Vormärz. Alleamt entstanden als Zeitschriftbeiträge in den Jahren 1837-1846 (Schreibzeit: Jahrzehnt um 1840). In: *Penelope. Taschenbuch für das Jahr*. Im Einzelnen: *Das Nonnenkloster zur heiligen Katharina in Breslau während der Belagerung 1806. Ein Kapitel aus meinem Leben*. 1837, S. 316-350. *Drei Blätter aus meinen Erinnerungen*. 1839, S. 303-371 (ausschließlich literarische Erinnerungen aus dem Vormärz). *Die Kosacken*. 1840, S. 377-416 (Ereignisse von 1813). *Einige Theatererinnerungen*. 1842, S. 1-99 (über deutsche Theaterverhältnisse im Vormärz). – Die drei folgenden Texte behandeln die Kampagne von 1815: *Mein Marsch nach Frankreich*. 1844, S. 1-64; *Leben im Lager und vor den Festungen*. 1845, S. 92-181; *Mein Ardennenleben*. 1846, S. 1-71.⁴⁴ – Neueste Ausg.: *Eine Jugend in Preußen. Erinnerungen*. Hg. Carsten Wurm. Berlin: Rütten & Loening, 1991 (die *Theatererinnerungen* von 1842 ausgelassen).

- Bogumil Goltz (1801-1870): *Buch der Kindheit*. Schreibzeit: Vormärz, beschriebene Zeit: napoleonische Kriege und Teil des Vormärz. EA 1847, div. Neuauflagen bis 1908. (In diese Untersuchung nicht einbezogen: von demselben Verfasser: *Ein Jugendleben. Biographisches Idyll aus Westpreußen*. 3 Bde. Leipzig: 1852; samt Folgeband: 1865.) Ausg.: von Friedhelm Kemp. München: Kösel, 1964 (Kürzungen, starke Bearbeitung).
- Wilhelm von Kügelgen (1802-1867): *Lebenserinnerungen eines alten Mannes*. Entstanden in der letzten Lebenszeit des Verfassers. EA 1870. Beschreibt Ereignisse aus der napoleonischen Ära und aus dem Vormärz (bis 1820, dem Todesjahr des Vaters). Einleitung von Adolf Stern. Nachwort von Anna von Kügelgen. Im Anhang: Auszüge aus Briefen des Verfassers. Ausg.: von Adolf Stern. Leipzig: Max Hesses Verlag, o.J.
- Ludwig Richter (1803-1884): *Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie nebst Tagebuchniederschriften und Briefen*. Schreibzeit der Selbstbiographie: 1869/71 (Zeit der Einigungskriege und Reichsgründung). Beschriebene Zeit: napoleonische Ära und Vormärz (bis 1847,

⁴⁴ Die letzten drei sind u.d.T.: *Als Kriegsfreiwilliger nach Frankreich 1815. Blätter aus meinen Erinnerungen* mehrfach bei Reclam nachgedruckt worden, so in der Zeit des 1. Weltkriegs (1915), dann wieder 1937. Wäre der Druck als Beitrag zur Kriegspropaganda bzw. ‚Wehrertüchtigung‘ gedacht gewesen, so irrten sich die Initiatoren, da es kaum eine so desillusionierende Darstellung des Krieges (sowohl in der napoleonischen Ära als auch überhaupt) gibt wie diejenige von W. A.

- dem Jahr des Todes der Tochter Marie). EA 1885. – Ergänzende Nachträge von Heinrich Richter: S. 393-478. Auszüge aus L. R.s Jugenttagebüchern 1821-1837: S. 479-582. Auszüge aus L. R.s Jahreshäften und Briefen an seinen Sohn 1845-1883: S. 582-706. Freundesbriefe: S. 706-750. Ausg.: hg. und ergänzt von Heinrich Richter. Einleitung von Ferdinand Avenarius. Vorworte (zu den Auflagen 1-6) von Heinrich Richter. Leipzig: Max Hesses Verlag, 1909.
- Fanny Lewald (1811-1889): *Meine Lebensgeschichte*. Begonnen 1858. EA 1861f. Beschriebene Zeit: Vormärz. Ausg.: von Gisela Brinker-Gabler. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1980 (gekürzt). Eine der wichtigsten deutschsprachigen Darstellungen mit dem Zentralmotiv der Frauenemanzipation.
 - Karl Gutzkow (1811-1878): *Aus der Knabenzeit*. Beschriebene Zeit: 1811-1821 („die Zeit der ersten Jugend“, S. 3). Schreibzeit: Nachmärz, vor 1852. EA 1852. Auf dem Titelblatt ein Motto von Bogumil Goltz. Ausg.: Frankfurt/M.: Literarische Anstalt, 1852
 - Friedrich Hebbel (1813-1863): 1. *Aufzeichnungen aus meinem Leben*. Beschrieben: Erlebnisse der ersten Kinderjahre. Entstanden: 1846/54. 2. *Autobiographie aus dem Jahre 1845* (Kurzbiographie). Ausg.: *Hebbels Werke*. Hg. Theodor Poppe. Berlin etc.: Deutsches Verlagshaus Bong & Co., o.J. 7,187-216.
 - Hermann Kurz (1813-1873): *Denk- und Glaubwürdigkeiten* sowie: *Jugenderinnerungen*. Schreibzeit: Nachmärz. Beschrieben: Jugenderlebnisse im Vormärz. Erschienen 1859 als 2. Teil der *Erzählungen*. (Diese u.d.T.: *Neun Bücher Denk- und Glaubwürdigkeiten. Erster Teil*.) Von den Büchern 7-9 kam offensichtlich nur der Teil *Jugenderinnerungen* zustande. Ausg.: *Sämtliche Werke*. Hg. Hermann Fischer. Leipzig: Hesse und Becker, o.J. 11,6-146.
 - Karl Gerok (1815-1890): *Jugenderinnerungen*. EA 1875. Schreibzeit: Kaiserreich (Artikelserie in der Zs. *Dabeim*). Beschriebene Zeit: Vormärz. Ausg.: 6. Aufl. Bielefeld und Leipzig: Velhagen & Klasing, 1898.
 - Gustav Freytag (1816-1895): *Erinnerungen aus meinem Leben* (1887). Schreibzeit: Kaiserzeit. EA 1887. Beschriebene Zeit: Vormärz/Nachmärz. Ausg.: *Gesammelte Werke*/2. Serie. Bd. 8. Leipzig u. Berlin-Grünwald: S. Hirzel u. Hermann Klemm, o.J. S. 419-678.
 - Malwida von Meysenbug (1816-1903): *Memoiren einer Idealistin*. Erster Band zuerst auf Französisch geschrieben und veröffentlicht. Verfaßt nach 1848 im Exil. Vorrede zur 1. deutschen Aufl. 1875. EA 1876. Beschriebene Zeit: Vormärz/Nachmärz. Ausg.: Volksausg. 3 Bde.

Berlin u. Leipzig: Schuster & Loeffler, o.J. Bedeutende Darstellung einer *Achtundvierzigerin*. Wichtige Schilderung von Erlebnissen in der Revolution von 1848, im Nachmärz und im Exil. Bekenntnis zur Frauenemanzipation (vgl. 1,268f.).

- Theodor Fontane (1819-1898): *Meine Kinderjahre*. Verfaßt im Kaiserreich 1892f. EA 1894. Beschrieben: Kindheit im Vormärz bis zum Beginn der Gymnasialzeit. Ausg.: *Fontane Nymphenburger Taschenbuch-Ausg. in 15 Bänden*. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1969. 15, 7-189. S. 190-224 angehängt: *Der achtzehnte März*. (Aus: *Zwanzig bis Dreißig*.)
- Marie von Ebner-Eschenbach (1830-1916): *Meine Kinderjahre. Biographische Skizzen*. Erschienen 1906. (Hinzuzunehmen: *Meine Erinnerungen an Grillparzer*, 1916.) Schreibzeit: Anfang des 20. Jahrhunderts, österreichische Kaiserzeit. Beschriebene Zeit: erste dreizehn Jahre der Verfasserin (1830-1843). Ausg.: *Sämtliche Werke*. Berlin u. Berlin-Grunewald: Paetel u. Hermann Klemm, o.J. 6,545-723 (die Grillparzer-Erinnerungen: 4,577-617).
- Georg Ebers (1837-1898): *Die Geschichte meines Lebens. Vom Kind zum Manne*. Schreibzeit: Beginn der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts. EA 1893. Beschriebene Zeit: späte Vormärzjahre/Nachmärz. Ausg.: *Ausgewählte Werke*. Stuttgart u. Berlin: Deutsche Verlags-Anstalt, o.J. Bd. 10. S. 1-131: Vormärzjahre und Revolution von 1848.
- Zum Vergleich an einigen Stellen herangezogen: Hans Christian Andersen (1805-1875): *Meines Lebens Märchen*. Hg. von Tove Fleischer. 3. Aufl. Leipzig u. Weimar: Gustav Kiepenheuer Verlag, 1989. (= Text der Ausg., die der Verf. 1855 vorlegte.) Beschrieben darin: sein Leben der Jahre zuvor, in der napoleonischen Ära und während einer Epoche, die in den deutschsprachigen Ländern vielfach als „Vormärz“ figuriert. Auch: bedeutende Darstellung der Revolution von 1848.